

# *Engelsbrunn*



*Jahresheft 22/2021*

Weiter unten sieht man die wohl älteste (ca. 100 Jahre) im Bild erhaltene Außenwerbung aus Engelsbrunn. Mary-Ann Unger hat das Bild aus einem alten Foto des Wirtshauses von Caspar Pecho aus dem Jahr 1910 heraus vergrößert. Darauf ist (neben der Abbildung von Weinflaschen, Bier mit Schaumkrone, Essen und Fässern) zu lesen (daneben übersetzt):



**PECHO CASPAR**

Ospătarnic

(Gastwirt)

**VIN BERE**

și RACHIU

(Wein Bier)

(und Schnaps)

Lesen Sie dazu den Beitrag „Engelsbrunner Gebäude im Wandel der Zeit“ in diesem Heft.



## Vorwort

(Günther Schässburger)

Das letzte Heft haben wir ausgeliefert, kurz bevor die Auswirkungen der Corona-Pandemie bei uns deutlich sichtbar wurden. Der Flugverkehr war bereits eingeschränkt, die Kontrollen wurden verstärkt, und wohl deswegen sind die Hefte in den USA erst mit Verspätung angekommen. Ich hätte nicht gedacht, dass uns diese Pandemie ein Jahr später immer noch beschäftigen wird und wir noch nicht in das gewohnte normale Leben zurückkehren können.

Aufgrund dieser Situation gab es auch weniger Reisen nach Engelsbrunn und ich musste mich mit dem Material begnügen, das mir zur Verfügung stand. Auf Anfrage hat der neu gewählte Bürgermeister ein Grußwort geschickt und mit seiner Erlaubnis habe ich auch seine Ansprache an Besucher von der Homepage der Engelsbrunner Gemeindeverwaltung übersetzt und im Heft veröffentlicht. Außerdem hat uns die Gemeindeverwaltung die Ergebnisse der Kommunalwahlen für die Veröffentlichung im Heft zur Verfügung gestellt, Über Ileana Dragoi habe ich einige herbstliche Fotos aus Engelsbrunn erhalten.

„Nach dem Heft ist vor dem Heft“, und so habe ich bereits nach dem Versand des Heftes 2020 begonnen, Material zu sammeln. Einige Berichte mussten leider entfallen. Im letzten Heft wurde ein Klassentreffen angekündigt und wir hatten gehofft, dass sich ein schöner Bericht daraus hätte machen lassen. Corona-bedingt konnte dieses Treffen nicht stattfinden und folglich gibt es auch keinen Bericht dazu. Auch die Einladung zum Engelsbrunner Treffen fehlt in dem Heft, da zurzeit nicht absehbar ist, ob eine derartige Veranstaltung stattfinden können wird.

Andererseits sind Berichte eingetroffen, mit denen ich ursprünglich nicht gerechnet hatte, sodass ich letztendlich sogar einige Berichte auf das nächste Jahr verschieben musste. **An dieser Stelle möchte ich mich bei all denjenigen bedanken, die mich bei der Erstellung des Heftes durch Beiträge und Spenden unterstützt haben.** Ich hoffe, dass die Zulieferung von Berichten noch eine Weile anhält, sodass wir möglichst alles rund um Engelsbrunn veröffentlichen können, was es verdient dokumentiert zu werden. Dank auch an meine Frau, die wie immer den Versand der Hefte organisiert, so dass diese rechtzeitig vor Ostern ausgeliefert werden können.

Einen Dank aussprechen möchte ich auch der Druckerei Thielbeer in Ettlingen, die bisher immer für einen termingerechten Druck der Hefte gesorgt hat.



Gut Ding braucht Weil

## **Grußwort der HOG-Vorsitzenden**

*(Helga Bernath)*



Ein etwas außergewöhnliches Jahr liegt hinter uns und ich hoffe, ihr seid alle mit Optimismus und Zuversicht ins neue Jahr gestartet. Niemand von uns hätte es Anfang März letzten Jahres für möglich gehalten, wie sehr unser Leben 2020 auf den Kopf gestellt werden würde. Corona hat all unsere Pläne durchkreuzt und nicht nur das. Unser soziales Leben wurde auf ein Minimum beschränkt, alle Veranstaltungen, Feste und Feiern wurden verschoben oder abgesagt. Auch der Heimattag in Ulm konnte nicht wie gewohnt stattfinden. Es wurde ein virtueller Heimattag, man nutzte die digitalen Medien. Unsere Vorstandssitzung

konnten wir, unter Einhaltung der Hygiene-Regeln, im September abhalten, bevor uns dann die zweite Welle erreichte. Auch unser Vorhaben, einen Gedenkstein im Pfarrgarten neben der Kirche zu errichten, musste auf Eis gelegt werden. Unser Heimattreffen haben wir geplant, jetzt gilt es abzuwarten.

### **Engelsbrunner Treffen 2021 – ein großes Fragezeichen**

Eigentlich sollte, wie sonst auch jedes zweite Jahr, in unserem Jahresheft die Einladung für unser Heimattreffen abgedruckt sein. Bei unserer Vorstandssitzung im September 2020 haben wir schon Pläne geschmiedet, wann, wo und wie es stattfinden könnte. Leider ist nun durch die zweite Corona-Welle dieses Vorhaben noch weiter in die Ferne gerückt. Wir wissen nicht, wie sich die Regeln und Maßnahmen im Laufe des Jahres ändern werden. Deswegen ist es im Moment nicht abzusehen, wie es weitergehen kann und wird. Wir bedauern es sehr, uns in diesem Jahr eventuell nicht treffen zu können, aber die Gesundheit aller unserer Landsleute ist uns wichtig und hat Vorrang.

Sollte es bis zum Herbst dahingehend Lockerungen geben, dass man ohne Bedenken feiern kann, werden wir versuchen, ein Treffen zu organisieren. Ansonsten werden wir es in das Jahr 2022 verschieben müssen. Wir bleiben dran!

Ich wünsche allen, trotz widriger Umstände, ein schönes sonniges Osterfest.

Wir hoffen und wünschen es uns sehr, dass wir vielleicht mit diesem Heft ein wenig Freude und Zusammenhalt erzeugen können, bis wir wieder zu einem einigermaßen „normalen“ Alltag zurückkehren.

Bis dahin alles Gute und bleibt gesund!

Helga Bernath, Vorsitzende HOG-Engelsbrunn

## **Krone des Lebens** (Pfarrer Alfred Sinn)

Liebe Engelsbrunner,

wir erinnern uns gerne an die schönen Feste in der alten Heimat. Kirchweih, Maskenball, Pfingstreiten, Ernteball, Hausball, Schulabschlussfeier usw. – alle boten die Möglichkeit, zusammenzukommen und gesellschaftliches Leben zu feiern.

Als Individuum ist der Mensch auch Teil einer Gemeinschaft, er lebt sein individuelles Leben, aber dieses steht immer auch in einem Bezug zum Leben anderer. Beide Bereiche bedürfen der Pflege, das individuelle wie auch das gemeinschaftliche und gesellschaftliche Leben.

Nun aber leben wir in einer Zeit, in einer Krise, in der der Mensch auf sich geworfen ist und wurde. Ein Corona-Virus hat die ganze Welt zum Stillstand gebracht bzw. das Leben verändert. Vor allem das gesellschaftliche Leben ist zurückgedrängt worden. Auf Dauer kann das nicht gut gehen.

In Siebenbürgen, wo ich neun Jahre gelebt habe, wurde jährlich Ende Juni das Kronenfest gefeiert, nach Möglichkeit am 29. Juni, dem Peter-und-Paul-Tag. Ähnlich wie beim Maifest wurde ein hoher Mast aufgestellt, an dessen Spitze ein großer gebundener Kranz angebracht war. Nach dem Gottesdienst haben sich die Menschen um die Krone versammelt. Draußen auf dem Platz ging das Fest weiter. Ein Vordermann der Jugendlichen ist am Stamm hinaufgeklettert, hat seine Rede gehalten und für die Kinder Bonbons hinuntergeworfen. Unten am Baum wurden weitere Reden gehalten. Nach all den Reden wurde zur Musik getanzt. Die gebundene Krone erinnert an Leben, Freude, Sieg und Erfüllung. Zu unterschiedlichen Anlässen spielt ein gebundener Kranz bis zum heutigen Tag eine Rolle.

Erinnert ihr euch noch an die Schulabschlussfeiern? Der Notenbeste oder die Notenbeste erhielt nicht nur einen Preis (meistens ein Buch) ausgehändigt, sondern ihm/ihr wurde auch ein Blumenkranz aufs Haupt gesetzt (premiu intai si coronita de flori). In der Sportwelt wird dem Sieger ein Kranz umgehängt. Wenn in meiner Gemeinde in Norddeutschland ein Ehepaar Goldene Hochzeit



feiert, binden die Nachbarn einen Kranz um die Eingangstür. Schon in der Antike hatte der Kranz eine Bedeutung im gesellschaftlichen Leben. Sportler wurden damit geehrt, aber auch jene, die als Sieger aus einem Krieg heimgekehrt waren.

Dieses Bild etwa nimmt der Apostel Paulus zum Anlass, um die Christen an den Siegespreis zu erinnern, der uns mit dem Glauben an Christus verheißen ist (1. Korinther 9,24-27). Dem vergänglichen Kranz, den der Sportler empfängt, stellt er den unvergänglichen gegenüber, nämlich die Vollendung des Lebens im Reich Gottes. Auch andere Stellen in der Bibel greifen das Bild auf und sprechen in dem Zusammenhang von der Krone des Lebens:

- Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben (Offb. 2,10)
- Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben (Jak. 1,12)
- So werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unvergängliche Krone der Herrlichkeit empfangen (1.Petr. 5,4).

Es ist schon komisch, dass die Welt seit einem Jahr von einem Virus in Schach gehalten wird, das just die Gestalt eines Kranzes hat. Corona – die kranzförmige Gestalt hat ihm den Namen gegeben. Die ganze Welt hat diesen Kranz umgehängt, diese Krone, aufgesetzt bekommen, aber von Sieg keine Spur und Leben wurde mehr behindert als gefördert.

Die Tragik ist nicht die Existenz des Virus (die Corona-Familie ist schon seit Jahrzehnten bekannt und Menschen sind Träger davon), sondern was in diesem Jahr damit ausgelöst wurde. Politiker und bestimmte Virologen haben Angst und Panik verbreitet. Das war und ist schäbig. Ja, es gibt Sieger, es gibt Profiteure (wie etwa die Maskenhersteller und die Pharmaindustrie), aber es gibt auch viele Verlierer. Schlimm ist, dass die Menschen sich nicht mehr unbefangen begegnen. Einer sieht den anderen nicht als Nächsten, sondern als Gefahr, als Virenverbreiter. Diese Hysterie hat nicht geeint, sondern spaltet. Schlimm ist, dass viele im Volk das Vertrauen in die Regierung verloren haben. Demokratie wurde demontiert, Grund- und Freiheitsrechte wurden ausgehebelt. Das System hat einen totalitären Anspruch. Wir kennen das aus der alten Zeit und Heimat. Eine dämonische Fratze hat sich über die Welt gelegt. Wieder mal züngelt und zischelt die Schlange: Ihr werdet sein wie Gott. Das Ende davon war, ist und wird sein die Katastrophe. Der Mensch maßt sich an, den Tod abschaffen zu wollen, doch das ist nur Gott vorbehalten.

Als Christen wollen wir Mut machen, Vertrauen stärken, Zuversicht verbreiten, Hoffnung wecken, Heilsgewissheit vermitteln. Der Tod rafft uns dahin, ob mit oder ohne Corona. Aber er hat nicht das letzte Wort. Er kann

nicht verhindern, dass wir die Krone des Lebens aufgesetzt bekommen – so wir denn an Christus glauben.

Freilich hat Corona mit Gott zu tun. Gottes Gerichte sind unbegreiflich und seine Wege unerforschlich (Röm. 11,33). Auch mit dieser Sache ruft er zur Umkehr. Menschen und Völker haben Gott abgeschrieben, nun ruft er sich kräftig in Erinnerung. Ob wir die richtige Schlussfolgerung ziehen? Das ist nicht nur wünschenswert, sondern heilsnotwendig.

Liebe Leute, mit dem Glauben an Christus haben wir die Aussicht auf die Krone des Lebens. Er hat die Dornenkrone getragen, damit wir die Lebenskrone erhalten. Auch Corona kann uns von seiner Liebe nicht trennen. Aber das müssen wir der Welt auch sagen und zeigen. Von diesem Missionsauftrag sind wir nicht entbunden.

Die Kronenfesten hier und anderswo, der Vergangenheit und der Gegenwart, sind eine Erinnerung auch daran. Mit ihnen schauen wir aber nicht nur zurück, sondern auch nach vorne. Mit dem Glauben gehen wir einer herrlichen Zeit entgegen.

Wohl uns, wenn wir am Ende mit dem Apostel Paulus sprechen können: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort liegt für mich bereit die Krone der Gerechtigkeit, die mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tag geben wird, nicht aber mir allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben.“ (2.Tim. 4,7-8)

Ich wünsche allen Engelsbrunnern ein gesundes und gesegnetes Jahr 2021.

Pfarrer Alfred Sinn



(G.S. Redaktion) Nach der letzten Kommunalwahl in Engelsbrunn wurde Nicolae Dolha zum Bürgermeister gewählt. Ich habe ihn angeschrieben und um die Verwendung des Textes und der Fotos auf der Homepage der Gemeindeverwaltung Engelsbrunn gebeten, was Herr Dolha auch wohlwollend befürwortet hat. In seiner Antwort äußert er die Wertschätzung gegenüber den Banater Schwaben und sieht einem guten Verhältnis zwischen der HOG Engelsbrunn und der Verwaltung in Engelsbrunn entgegen. Die guten Beziehungen mit der Engelsbrunner Verwaltung und der Engelsbrunner Bevölkerung sind in beiderseitigem Interesse und kann unabhängig von den jeweilig politischen Konstellationen gelebt werden. Wichtig sind der gute Wille und die gegenseitige persönliche Wertschätzung. Ich gebe den Wortlaut der Antwort-E-Mail von Bürgermeister Dolha im Original wieder: Die meisten Leser werden den Inhalt auch ohne Übersetzung verstehen.

Bună ziua,

Sunt Nicolae Dolha, primarul Comunei Fântânele. Încă de la început îmi cer scuze că nu am răspuns mai repede acestui mesaj transmis de către dumneavoastră în numele membrilor „HOG Engelsbrunn”, aceasta deoarece volumul de muncă este foarte mare și noi ne dorim să aducem comuna noastră la standarde europene. Și noi vrem să menținem și chiar să îmbunătățim colaborarea cu comunitatea cetățenilor de etnie predominant germană din Fântânele cu domiciliul în străinătate, mai ales că un moment hotărâtor în dezvoltarea economică și socială a comunei noastre l-au jucat șvabii care au venit în această zonă în anul 1766 din zona Rinului. Probabil, mulți dintre dumneavoastră v-ați născut în Fântânele, sufletul omului fiind legat iremediabil de locurile în care a copilărit și a trăit cele mai sincere și mai curate sentimente. Oricând veți doriți să veniți la Fântânele, noi comunitatea locală, vă așteptăm cu drag.

Aveți toată deschiderea mea și chiar mă bucur că vreți să traduceți mesajul primarului către vizitatorii site-ului Primăriei Comunei Fântânele. Totodată, puteți să utilizați în broșura pe care vreți să o publicați toate fotografiile de pe site.

Cu stimă și respect,  
Nicolae Dolha





## **Botschaft des Bürgermeisters**

*(übersetzt von der Homepage Gemeindeverwaltung mit deren Erlaubnis)*

Sehr geehrte Besucher, liebe Freunde,

Zunächst möchte ich Sie im Namen der Behörden der örtlichen öffentlichen Verwaltung der Gemeinde Engelsbrunn, des Gemeinderats, des Rathauses, sowie in meinem Namen in der Gemeinde Engelsbrunn, Kreis Arad, begrüßen.

Unsere Gemeinde, die aus den Ortsteilen Engelsbrunn und Wiesenhaid besteht, liegt im Südosten der Gemeinde ARAD (7 km Abstand zwischen den beiden Rathäusern) an der Kreisstraße Nr. 682 und 682A auf dem Abschnitt zwischen ARAD und Lipova im Süden des Flusses Marosch.

Die Geschichte unserer Gemeinde ist interessant und steht in Zusammenhang mit dem Salztransport auf dem Fluss Marosch, der in der "Legende des Heiligen Gerard" über die "Häfen in diesem Gebiet" erwähnt wird, einem Gebiet, welches im XI. Jahrhundert von AHTUM regiert wurden.

Im Jahr 1457 wird der Ort KISFALUD dokumentiert, was in der ungarischen Übersetzung KLEINES DORF bedeutet, und von 1333-1334 wird die Zahlung des päpstlichen Zehnten durch den Dorfpriester bescheinigt.

Auf der Karte von 1723 des Bezirksmuseums Arad und in speziellen Veröffentlichungen ist das Gebiet Engelsbrunn-Wiesenhaid mit dem Namen ALSONLAK bezeichnet, was aus dem ungarischen übersetzt UNTERER WEILER bedeutet.

Ein besonderer Moment in der Geschichte der Gemeinde, entscheidend für ihre wirtschaftliche und soziale Entwicklung, ist die Besiedlung von BANATULU im Jahr 1766 mit Schwaben aus dem Rheingebiet, nämlich LOTHRINGEN und ELSASS, die hier das Dorf ENGELSBRUNN errichten und auf dem Gebiet von Tisa Nouă das Dorf WIESENHAID.

Die damalige österreichisch-ungarische Verwaltung nannte das Dorf ENGELSBRUNN (FÎNTÎNELE) – ANGYALKUT (was auf Ungarisch BRUNNEN DES ENGELS bedeutet), und das Dorf WIESENHAID (TISA NOUĂ) wurde RETHAT genannt. Ab 1927 (in FÎNTÎNELE) und 1920 (in TISA NOUĂ) kehrt man zu den Namen zurück, die den Orten durch die schwäbischen Kolonisten gegeben wurden, ENGELSBRUNN und WIESENHEID. Ab 1948 heißt die Gemeinde mit den wiedervereinigten Dörfer FÎNTÎNELE. Nach der administrativ-territorialen Umstrukturierung von 1962 tritt der Gemeinde Fîntînele auch die Gemeinde FRUMUȘENI (SCHÖNDORF) mit dem dazugehörigen Dorf ALUNIȘ (TRAUNAU) bei, bis man 2004 wieder zur Gemeinde Fîntînele mit dem dazugehörigen Dorf Tisa Nouă zurückkehrt.

Bis zur Revolution im Dezember 1989 waren die wichtigsten Wirtschaftszweige der Gemeinde die Landwirtschaft (Pflanzenanbau und Tierhaltung) über die jeweiligen landwirtschaftlichen Einheiten, nämlich das staatliche Agrarunternehmen (Intreprinderea Agricolă des Stat, IAS) und die landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (Cooperative agricole de

productie CAP), wobei der kooperative Handel durch die Genossenschaft für Produktion, Ankauf und Verkauf von Waren (Cooperativa de Productie Achizitie si Desfacerea Mărfurilor, CPADM) erfolgte. Außerdem gab es einige Dienstleistungen für die Bevölkerung, wie Auto-/Karosseriereparaturen, Friseur, usw.

Nach 1990 wurde die gesamte Wirtschaft der Gemeinde privatisiert. Die Landwirtschaft (Anbau von Pflanzen, die Aufzucht von Tieren) ging in die Hände von Landwirten über, es entstanden Landwirtschaftsverbände und -betriebe. Es wurden Wirtschaftsunternehmen, Familienunternehmen gegründet, die sich mit der Herstellung von Möbeln und Fliesen beschäftigen, oder mit Textilverarbeitung, Metallverarbeitung, der Bereitstellung von Baustoffen, sowie mit regionaler und internationaler Personenbeförderung.

Außerdem wurde die Tätigkeit des Handels und der Dienstleistungen für die Bevölkerung privatisiert, indem private Unternehmen gegründet wurden.

Die örtlichen Behörden haben im Laufe der Jahre den Bau von drei Schulen, die Einrichtung von zwei Kindergärten und die Erweiterung einiger Kindergärten, den Bau von zwei ärztlichen Dienststellen, die Einrichtung einer veterinärärztlichen Dienststelle und einer veterinärmedizinischen Apotheke unterstützt. Es wurde der Bau von zwei Wasserversorgungsstationen in Angriff genommen. Es erfolgte der Ausbau von Stromversorgung, der Wasser- und Abwasserinfrastruktur, sowie der Erdgasversorgung. Es wurden Straßen modernisiert und hergerichtet, die Kommunikationsinfrastruktur ausgebaut und es wurden neue Wohn- und Gewerbegebiete zur Stärkung der sozialen, wirtschaftlichen und landschaftlichen Entwicklung genehmigt.

Später wurden die Schulen, Kindergärten, die human- und veterinärärztlichen Dienststellen und Apotheken renoviert, um die Ausbildung und ärztliche Versorgung in guter Qualität zu ermöglichen.

Das Kulturheim von Wiesenheid wurde saniert. Die Sportanlagen wurden gebaut und die Parks mit Kinderspielplätzen ausgestattet.

Eine große Chance der Gemeinde ist die günstige geografische Lage, zwei km vom Südausgang der Munizipalität ARAD entfernt, mit einer guten Infrastruktur: Strom, Wasser, Abwasser, Gas, Asphaltstraßen, akzeptable Steuern und Gebühren, sowie Neubauwohnungen und Gewerbegebiete, die Investoren angeboten werden und denjenigen, die sich in unserer Gemeinde niederlassen möchten.

Als touristische Ziele haben wir im Gemeindegebiet Nationaldenkmäler: Schloss "KOVER APPLE" mit Park, die RÖMISCH-KATHOLISCHE KIRCHE, die dem "HEILIGEN SCHUTZENGE (ANGERUL PĂZITOR)" geweiht ist, die zentral gelegenen Parks und der Kastanienpark in der Gemeinde, sowie die architektonischen Denkmäler "FÎNTÎNA ÎNGERULUI", erbaut 2005 in Erinnerung an den Namen, den die Gemeinde vor über 200 Jahren besaß, und der "ADLER MIT KANONENKUGEL IN DEN KRALLEN (VULTUR CU GHIULEA ÎN GHEARE)", in Erinnerung an die im Ersten und Zweiten Weltkrieg verstorbenen Helden.

Als lokale Veranstaltungen organisieren wir alljährlich die Tage der Gemeinde Engelsbrunn, die in diesem Jahr die zwölfte Auflage erreichten und in deren Rahmen wir die religiösen Feste und Weihen der orthodoxen Kirchen organisieren, sowie das Treffen der Kinder des Dorfes, Minifußball-Wettbewerbe, Tischtennis und Feldtennis, Sportfischen, Radfahren, etc.

Jedes Jahr organisieren wir zusammen mit der Schule, der Kirche und dem Verband der Veteranen und Kriegswitwen der Gemeinde Engelsbrunn die Feier des Nationalfeiertags und des Tages der Helden.

In Bezug auf die gegenwärtigen und zukünftigen Investitionsprojekte befinden wir uns in verschiedenen Phasen der Förderung für den Bau und die Ausstattung der Sekundarschule mit den Klassen I-VIII, des Kindergartens mit erweitertem Programm, des Kulturhauses, der Mehrzweckhalle, sowie der Asphaltierung der Straßen in Wiesenhaid, sowie dem Ausbau der Versorgungseinrichtungen in den neuen Wohngebieten, nämlich Strom, Gas, Wasser, Abwasser und Straßen, was zur wirtschaftlichen, sozialen und ökologischen Entwicklung der Gemeinde beitragen und den Lebensstandard der Bürger verbessern wird.

Zum Schluss wünsche ich Ihnen alles Gute und lade Sie ein, uns in unserem Dorf zu besuchen.

Mit freundlichen Grüßen,  
Dolha Nicolae, Bürgermeister



## Zusammenfassung der Vorstandssitzung der HOG Engelsbrunn

**Datum:**

26. September 2020, 11:00 Uhr.

**Ort:**

Waldeck, Kirchstr. 140, 73779 Deizisau

**Teilnehmer:**

*Helga Bernath (1. Vorsitzende), Hans Schlett (2. Vorsitzender, über Video zugeschaltet), Georg Pretli (Kassenwart), Anna Pretli (Kassenwart), Franz Schmelovski (Beisitzer/Kassenprüfer), Axel Dannecker (Beisitzer/Kassenprüfer), Günther Schässburger (Redaktion Hefte / Homepage), Manfred Andree (Beisitzer), Entschuldigt abwesend: Anna Steingasser*

Die **Begrüßung** erfolgte durch die erste Vorsitzende Helga Bernath. Die Beschlussfähigkeit wurde sichergestellt.

Die Kassenprüfung für 2019 erfolgte während der Sitzung durch die beiden Prüfer und wird als in Ordnung befunden. Der Kassenbericht 2019 wurde von den beiden Kassenprüfern und von den Vorstandsvorsitzenden unterschrieben.

Dieses Jahr wurden 380 Exemplare des **Engelsbrunner Heftes 21/2020** gedruckt und vor Ostern versendet. Die Liste mit den Rückläufern wurde im Team bearbeitet. Der Versand der Hefte in die USA ist nicht reibungslos verlaufen, als einer der Gründe kann wohl Corona genannt werden. Es werden wieder Beiträge für das nächste Heft gesucht, welches voraussichtlich zu Ostern 2021 erscheinen soll. Das Heft 21/2020 ist auf der Homepage [www.engelsbrunn.de](http://www.engelsbrunn.de) ohne den Teil mit den persönlichen Daten (Geburtstage, Glückwünsche zur Hochzeit und Geburten) lt. Datenschutzverordnung veröffentlicht.

**Kirche und Friedhof:** Da wegen Corona ein Besuch in Engelsbrunn im Sommer nicht stattfinden konnte und auch bisher keine Rückmeldung vom Pfarrer zum Gedenkstein erfolgt ist, wurde dieser Punkt auf die nächste Vorstandssitzung vertagt. Alle Vorstandsmitglieder werden gebeten sich Gedanken zu Form, Art, Text, Gravur usw. zu machen. Im nächsten Jahr soll eine Begutachtung vor Ort stattfinden. Wenn die Genehmigung durch die Diözese erteilt wird, sollen Angebote von ortsansässigen Steinmetzbetrieben eingeholt werden. <sup>1)</sup>

**Das Thema Engelsbrunner Treffen 2021** <sup>2)</sup> wurde eingehend diskutiert. Franz schlug vor, das Klassentreffen der Jahrgänge 1951, 1952 und 1953 mit dem Engelsbrunner Treffen zusammen zu legen. Nach langen und intensiven Gesprächen wurde beschlossen, dass das nächste Engelsbrunner Treffen am 25. September 2021 in Trossingen stattfinden soll. Beginn: 13.00 Uhr. Der Gottesdienst soll voraussichtlich im Saal abgehalten werden. Des Weiteren wird vorgeschlagen, eine Anmeldung für das Treffen zu verlangen, um besser planen zu können. Franz hat schon eine Band ins Auge gefasst, Termin und Preis müssen noch geklärt werden. Trachtenpaare sind erwünscht. Es erfolgte der Beschluss, dass im Falle von erhöhten Ausgaben gegenüber den Einnahmen, die Differenz wie bisher aus der HOG Kasse ausgeglichen wird.

Franz Schmelovski brachte auch den Vorschlag einer künftigen Zusammenlegung des Engelsbrunner und des Kriegsdorfer Treffens ins Spiel. Der Vorschlag wurde angenommen, jedoch für frühestens 2023. Georg Pretli wird den Vorschlag im Vorstand der Kriegsdorfer HOG zur Diskussion stellen.

**Verschiedenes:** Es erfolgte der Beschluss, die 70 Exemplare des „Engelsbrunner Buches“ zum Preis von 10,00 Euro von Anna Groß zu erwerben.<sup>3)</sup>

Die nächste Vorstandssitzung soll im Frühjahr 2021 stattfinden.

*Nachträge zur Vorstandssitzung:*

<sup>1)</sup> Inzwischen wurde durch Hans Schlett in Absprache mit Pfarrer Dirschl geklärt, dass für den Gedenkstein ein angemessener Platz im Pfarrhof gefunden wird.

<sup>2)</sup> Aufgrund der anhaltenden Pandemie ist aktuell keine verlässliche Aussage zur Durchführung des Engelsbrunner Treffens möglich und es bleibt abzuwarten, wie sich die Situation entwickelt (s. Ansprache von Helga Bernath).

<sup>3)</sup> Die Übergabe ist noch nicht erfolgt und muss wohl warten, bis sich die Pandemie-Lage beruhigt hat.



Die HOG Kriegsdorf (Hadad / Hodot) hat einen aufwändigen und sehr gelungenen Gedenkstein vor die Kirche gesetzt. Er kann als Orientierung dienen, muss aber nicht der Maßstab sein. Das Design und die Aufschrift für den Engelsbrunner Gedenkstein muss noch festgelegt und abgestimmt werden.



## Erinnerung an meine Kindheit

(Gertraud Clonda)

(G.S. Redaktion) Die Schilderungen der Erinnerungen aus der Kindheit von Gertraud Clonda weckten auch bei mir noch einige Kindheitserinnerungen. Meine Mutter hat oft erzählt, wie sie wider Willen Russisch unterrichten musste. Auch die Tatsache, dass statt Geld oft ein Austausch von Naturalien oder Dienstleistungen stattfand, ist mir noch bewusst. In unserem Haus wurde zum Beispiel kontinuierlich Musikunterricht gegeben und viele Unterrichtsstunden wurden durch Dienstleistungen (Waschen, Bügeln, oder Handwerksleistungen) beglichen.



hatten. Es wurde traurig in unserer Familie, dazu kamen Schikanen und Anfeindungen auf uns zu. Zum Glück gab es da die Großeltern und meinen geliebten Urgroßvater (Uropa genannt), die uns beschützten und versuchten, uns den Alltag mit Spielen und Erzählungen aus Amerika und der ganzen



Ich wurde im Jahre 1942 während des Krieges in Engelsbrunn geboren. Unser Vater war an der Front, ich habe ihn erst als dreijähriges Kind wahrgenommen. Danach kam die Enteignung, so dass wir Kinder keine gute Zeit



Welt zu verschönern.

Als ich in die dritte Klasse kam, wurden meine Kapper Oma mit meiner Tante und den drei Cousins aus ihrem Haus in die 150km weit entfernte Stadt Deva verbannt, wobei ihr nur die

Kleider blieben, die sie schnell noch anziehen konnte. Sie verloren alles, Haus und Hof, konnten keine Kleider oder Bettwäsche mitnehmen und waren praktisch auf der Straße gelandet. Nach langem Suchen von Seiten meines

Vaters erfuhren wir von ihrem Aufenthalt in Deva. Mein Vater fuhr mit dem Zug nach Deva und fand seine Mutter und seine Schwester im Wartesaal am Bahnhof. Sie fanden nach langem Suchen ein Zimmer ohne Fenster, nur mit einer Tür. Da lebten sie zehn Jahre lang. In den nächsten fünf Jahren hatten sie dann eine kleine Wohnung. So viel von meiner Kapper Oma.

Uns drohte der nächste Schicksalsschlag. Wir wurden aus unserem Haus geworfen und die Kollektivwirtschaft nahm Einzug. Glücklicherweise wurden wir von Familie Geißler Peter aufgenommen, die uns ein weiteres normales Leben ermöglichte. Sie gab uns ein Zimmer im oberen Bereich des Hauses und eines unten, wo die Sommerküche war neben einem Hambar (Scheune) und einem offenen Waschraum. Meine Eltern richteten die Sommerküche als Wohnküche ein und so schliefen wir auch dort. Im Sommer schliefen wir im oberen Zimmer.

Als ich in die vierte Klasse kam hatten wir im Russisch-Unterricht eine nette junge Lehrerin, nämlich Ingrid Lingner aus Schäßburg. Wir mochten sie alle und bald darauf nahm ich Akkordeon-Unterricht bei ihr. So kam es, dass ich bei Tanzvorführungen die Musik dazu spielte.

Einmal, als unsere Schule in den Dörfern Baumgarten und Sentlean Aufführungen machen sollten, so wie es in jedem Jahr üblich war, wurde ich krank. Ich hatte Mumps mit hohem Fieber und einem geschwollenen Hals. Da musste Herr Schässburger die Musikbegleitung übernehmen. Die Tanzgruppe war auf mein Spiel eingetanz, so hörte ich nachher, dass alles schief ging. Habe auch die große Liebe der beiden mitbekommen (Ingrid Lingner heiratete später den Musiklehrer Andreas Schässburger). Danach habe ich die siebente Klasse beendet, mich aber immer wieder nach meiner Lehrerin erkundigt. Ich erfuhr von der Heirat, von den Kindern, und habe mich gefreut, wenn ich sie getroffen habe.

Inzwischen sind wir nach Deutschland ausgewandert. Nach einem Engelsbrunner Treffen in den 80-er Jahren traf ich meine ehemalige Lehrerin wieder. Wir freuten uns sehr, dass wir uns wieder getroffen haben und erzählten lange miteinander. Da offenbarte sie mir, wie meine Mutter auf sie zugekommen war und sie gefragt hatte, ob sie mir Akkordeon-Unterricht geben könne. Sie hätte jedoch kein Geld und könne aber andere



Dienstleistungen erbringen, wie Wäsche waschen und bügeln, oder auch putzen. Das ging dann so einige Jahre. Der Unterricht fand immer bei ihr zuhause statt. Ich brachte immer die gebügelte Wäsche und nahm die schmutzige Wäsche mit, habe mir aber nie Gedanken gemacht, warum und wieso. Das letzte Mal habe ich sie vor 20 Jahren in Schwabach beim Klassentreffen der Jahrgänge 50/51 getroffen, da habe ich mich sehr gefreut. Leider ist sie inzwischen verstorben, ich habe mein Beileid über E-Mail an ihren Sohn Günther geschickt, so bleibt sie weiter in meinem Herzen.

## **Entschädigung für Deportation der Eltern**

*(Günther Schässburger)*

Die Rehabilitierung für politische Verfolgung in Rumänien (z.B. Deportation in die Sowjetunion oder die Baragan-Steppe, etc.), vom rumänischen Staat in den Gesetzen (DL) 118/1990 geregelt und durch Gesetz 211/2013 auf Betroffene im Ausland unabhängig von der Staatsangehörigkeit angewendet, wurde durch das Gesetz 130/2020 nun auch auf Kinder von Betroffenen ausgeweitet. Das entsprechende Klärungsgesetz für offene Fragen bei der Einbeziehung von Kindern in diese Entschädigungszahlung wurde jüngst im rumänischen Parlament verabschiedet und ist damit in Kraft. Damit ist geklärt, dass auch Kinder antragsberechtigt sind, deren Eltern selbst keine Entschädigung beantragt hatten, obwohl sie antragsberechtigt gewesen wären.

Ein Nachweis der Deportation kann man auch beim „*Consiliul National pentru Studierea Arhivelor Securitatii (CNSAS)*“ anfordern. Der Antrag auf Entschädigung muss dann bei der *jeweiligen* „*Agentie Judeteana pentru plati si inspectie Sociala*“ gestellt werden. Informationen gab es bereits in der Banater Post und sind auch im Internet zu finden (z.B. [kriegsdorf-hadad.de](http://kriegsdorf-hadad.de)) Ob man diese Entschädigung beantragt, ob man sich persönlich



Russland 1948: Zwangsarbeit in der Grube  
(Foto von Gertraud Faur, geb. Dittiger)

um die Angelegenheit kümmert oder sich professionelle Hilfe holt, bleibt jedem selbst überlassen. Wichtig ist, dass es diese Möglichkeit gibt und nach langer Zeit ein weiteres Stück Gerechtigkeit geschaffen wurde.



## Engelsbrunner Gebäude im Wandel der Zeit / Engelsbrunn buildings in transition (Mary-Ann Unger)

(G.S. Redaktion) Mary-Ann Unger hat anhand von alten Fotos die Veränderung des Wirtshauses Lux (zentrales Gebäude in Engelsbrunn) über Jahrzehnte nachgezeichnet und dokumentiert. Ich habe ihren Text dazu übersetzt, sowie die Bilder ergänzt und kommentiert.

My Kiefer relatives left the village of Freudenburg (near Saarburg), Germany in the 1770s. Unfortunately no photos available! At least there's no problem recognizing the Lux Tavern in Engelsbrunn where my Pecho and Dukarm/Kiefer ancestors worked. Not sure who actually owned the building. I'm leaning toward the Pecho family. Caspar Pecho had operated the butcher shop and his brother-in-law, my great grandfather Pongratz Kiefer, operated the tavern. After Pongratz died in 1911, his wife and his blind Dukarm mother-in-law continued to operate the tavern. By the late 1920s, Caspar Pecho was the sole proprietor or occupant.

Hella Tinis-Faur had emailed me photos of the old tavern being demolished before an apartment house was built on the site. Sad to see it go. I'd seen photos of the building with full ornate plastering and through the years as the decorative elements were torn down, as doors/windows exchanged places (renovations). However, an aunt threw the photos away after she showed them to me and let me take one or two. I remember making drawings of the changes (1890, 1910, 1980). I did find the scrap book with the drawings. Here's how the Lux Tavern changed from the 1890s till 1980s before demolition. Colors are just my imagination at work.

*(Übersetzung)*

Meine Kiefer-Verwandten verließen in den 1770er Jahren das Dorf Freudenburg (bei Saarburg). Es sind keine Fotos verfügbar. Zumindest kann ich ohne weiteres die Lux Taverne in Engelsbrunn erkennen, in der meine Vorfahren Pecho und Dukarm/Kiefer gearbeitet haben. Ich bin mir nicht sicher, wem das Gebäude tatsächlich gehörte, neige aber zur Familie Pecho. Caspar Pecho hatte die Metzgerei betrieben und sein Schwager, mein Urgroßvater Pongratz Kiefer, betrieb das Wirtshaus. Nach dem Tod von Pongratz im Jahr 1911 betrieben seine Frau und seine blinde Schwiegermutter Dukarm das Wirtshaus weiter. In den späten 1920er Jahren war Caspar Pecho der alleinige Eigentümer oder Bewohner.

Hella Tinis-Faur hatte mir Fotos von dem alten Wirtshaus geschickt, das abgerissen wurde, bevor auf dem Gelände ein Wohnhaus gebaut wurde. Traurig zu sehen, wie alles schwindet. Ich habe Fotos des Gebäudes mit reich verziertem Putz gesehen und wie im Laufe der Jahre die dekorativen Elemente abgerissen wurden, sowie Türen und Fenster bei Renovierungen Plätze tauschten. Leider warf eine Tante die Fotos alle weg, nachdem sie sie mir gezeigt hatte, ließ mich aber einige mitnehmen. Ich erinnere mich daran,

dass ich Zeichnungen der Änderungen angefertigt habe (1890, 1910, 1980). Ich habe das Sammelalbum mit den Zeichnungen wiedergefunden, welche die Veränderungen des Wirtshauses Lux von den 1890er bis in die 1980er Jahre vor dem Abriss zeigen. Bei der Farbwahl war meine Fantasie am Werk.

---

*(ab hier: Kommentare Günther Schässburger)*



Die erste Zeichnung zeigt das Haus im Jahr 1890 mit dekorativen Elementen im Bereich der Fassade.



Die zweite Zeichnung zeigt das Haus im Jahr 1910 und ist wohl nach dem Foto auf der nächsten Seite entstanden. Die aufwändige Dekoration über der

Tür im rechten Bereich ist verschwunden. Im linken Bereich gibt es eine zweite Eingangstür. Es ist zu vermuten, dass die eine Tür in das Wirtshaus und die andere Tür in die Metzgerei führt.

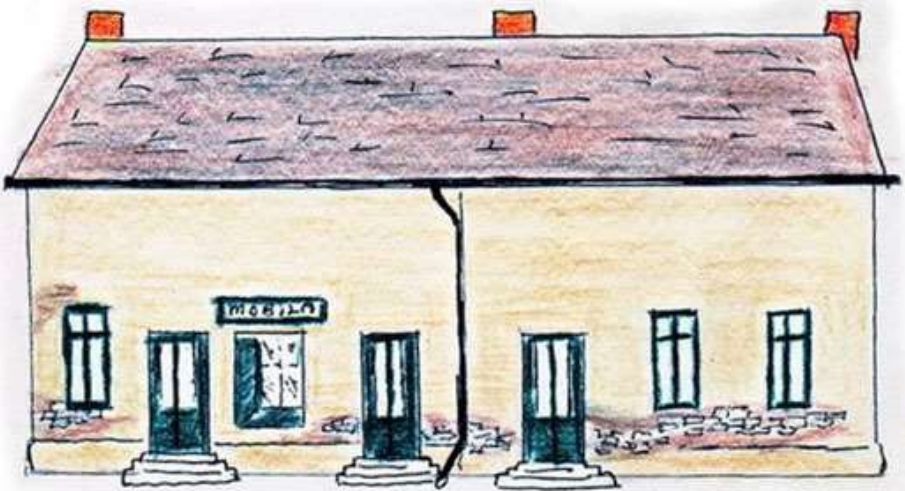
Das Foto (von Mary-Ann Unger) unten zeigt das Wirtshaus im Jahr 1910. (Werbung neben den linken Eingangstüren, siehe Innenseite vord. Deckblatt)



Das nächste Foto (HOG-Archiv, zugesendet von Nikolaus Schneider) zeigt eine Hochzeitsgesellschaft vor dem Wirtshaus im Jahr 1930. Die rechte Tür ist verschwunden. Von der Schilderung von Mary Ann Unger leite ich ab, dass auf der ganzen Fläche nun das Wirtshaus betrieben wurde.



Die Zeichnung unten zeigt das Gebäude so, wie ich es gekannt habe, also in der Zeit nach den Enteignungen im Sozialismus.



Die rechte Tür führte in das Wirtshaus („bufet“), die beiden Türen links in das Geschäft. Im linken Bereich (dem größeren Teil) gab es früher die Lebensmittel, rechts die Haushaltswaren (zuletzt wohl nur Möbel). Der bröckelnde Putz zeigt bereits die Vernachlässigung des Gebäudes.



Nach 1980 wurde das Wirtshaus abgerissen. Leider steht mir nur ein unklares Foto zur Verfügung. Das Original (gemacht von Hella-Tinis Faur) ist leider nicht mehr auffindbar, nur eine eingescannte Version von Mary-Ann Unger. Das Foto zeigt das halb abgerissene Gebäude. Die vor dem

Gebäude aufgeschichteten Backsteine lassen den Schluss zu, dass sie für den Bau des neuen Gebäudes verwendet wurden, so wie es auch früher üblich war. So kann ein Teil des alten Wirtshauses Lux in dem neuen Gebäude fortleben (s. rechts, aus Google street wiew).



## **Gesundheitswesen in Engelsbrunn**

*(Günther Schässburger, Fotos: Ileana Drăgoi)*

Die letzten Monate waren geprägt durch die Corona-Epidemie. Das Virus hat uns (noch) im Griff und hat unser Leben, so wie wir es gewohnt waren, durcheinandergebracht. Es hat uns gezeigt, dass wir Menschen nach wie vor anfällig sind. Diese Erkenntnis ist natürlich nicht neu. Wir Menschen wurden im Lauf unserer Geschichte immer wieder von Krankheiten und Seuchen heimgesucht. Wir haben es aber immer wieder verstanden, damit umzugehen, daraus zu lernen und haben versucht, die Auswirkungen möglichst gering zu halten. Natürlich wussten wir auch vor Corona, dass wir nicht alle Krankheiten besiegen können. Trotzdem hatte sich eine Art Gewissheit eingestellt, dass der Mensch letztendlich immer Herr der Dinge bleibt. Corona hat uns gelehrt, dass wir immer wieder auf unangenehme Überraschungen gefasst sein müssen und dass wir wachsam bleiben und Vorsorge treiben müssen.

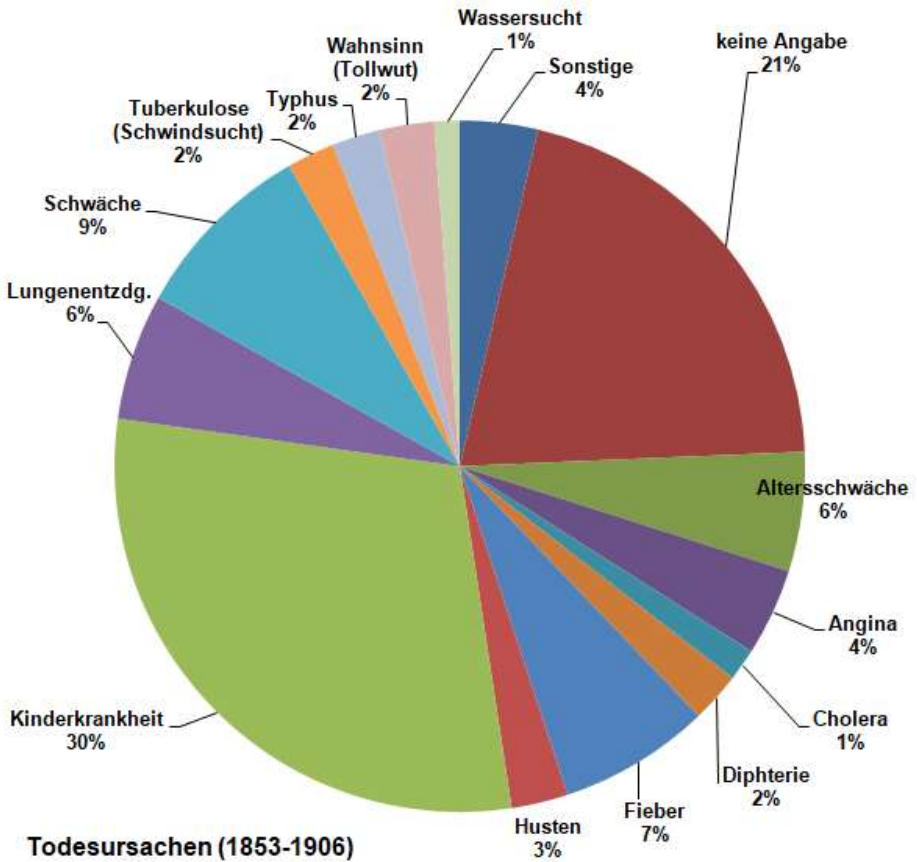
Diese aktuelle Situation hat mich dazu bewogen, einen Blick auf das Thema rund um Krankheit und Gesundheitswesen in Engelsbrunn und zum Teil auch Rumänien allgemein zurück zu werfen. Dabei beschränke ich mich nicht nur auf meine persönlichen Erfahrungen, sondern habe auch einige Daten ausgewertet, die in die weitere Vergangenheit zurückgehen.

### **Blick zurück**

Aus den Sterbelisten, die von Anna und Johann Große zusammengetragen wurden, habe ich einen Zeitraum ausgewertet, für den zum Großteil der Sterbefälle auch die Todesursache angegeben ist. Es handelt sich um den Zeitraum 1853 – 1906, also um etwas mehr als ein halbes Jahrhundert. Dieser Zeitraum ist auch deswegen interessant, weil die Zahlen weder durch die Wirren der Revolution davor, noch durch einen der beiden Weltkriege verfälscht werden. Sie spiegeln den Gesundheits- (bzw. Krankheits-) zustand der damaligen Zeit im ganz normalen Lebensalltag wieder. Auch kann man davon ausgehen, dass ca. hundert Jahre nach der Ansiedlung der ersten Familien 1767 bereits die Zeit eines relativen Wohlstandes eingetreten und die gesellschaftliche und wirtschaftliche Situation gefestigt war.

Die Auswertung des Zahlenmaterials erwies sich als etwas schwieriger als gedacht. Insgesamt fand ich in den Listen 65 verschiedene Todesursachen. Die Bedeutung mancher Begriffe musste ich durch Googeln herausfinden. In 21% der Fälle wurden keine Angaben zur Todesursache gemacht. Die Vermutung, dass es sich in diesen Fällen überwiegend um ganz normale Todesfälle aufgrund des hohen Alters handelt bewahrheitete sich nicht, da weit mehr als die Hälfte dieser Fälle noch vor dem dreißigsten Lebensjahr verstorben sind. Die auswertbaren Todesursachen habe ich in einem Tortendiagramm zusammengefasst.

Die Todesursachen, die bei weniger als dreißig Personen angegeben waren, sind in der Rubrik „Sonstige“ zusammengefasst. In diese Rubrik fallen alle möglichen Ursachen, wovon ich hier nur einige aufliste: Brustschmerzen, Darmentzündung, Halsweh, Krätze, Durchfall, Delirium, Skorbut. Oft ist als Todesursache eigentlich nur ein Symptom (z.B. Durchfall) eingetragen, die eigentliche Krankheit konnte aber nicht festgestellt werden. Auch Krebs ist zweimal diagnostiziert worden.



Einige Todesursachen haben nichts mit Krankheiten zu tun, zum Beispiel Ertrinken (2), Trunkenheit (1), Selbstmord (1). Auffallend ist, dass die Grippe nur bei einigen Todesfällen aufgeführt ist. Ich vermute, dass viele Grippetote in den Rubriken „Husten“ und „Fieber“ zu finden sind. Der Begriff Tollwut taucht als „Wahnsinn“ bei der Todesursache auf (wurde früher so bezeichnet) und Tuberkulose taucht in der Liste überwiegend als „Schwindsucht“ auf. Die Todesursache „Schwäche“ kann man durchaus ebenfalls den

Kinderkrankheiten zuordnen, da fast alle Verstorbenen das erste Lebensjahr nicht erreicht haben. Ich habe dies trotzdem nicht getan, da die Todesursache auch in mangelhafter Ernährung liegen könnte und damit nicht zwingend als Folge einer Krankheit gewertet werden kann.

Tragischerweise können die meisten Todesfälle (30%) den Kinderkrankheiten zugeordnet werden. Viele Kinder starben bei der Geburt, oder einige Tage, oder Wochen danach. Zählt man noch die 9% „Schwäche“ hinzu kommen wir auf einen Anteil von knapp 40%, aus heutiger Sicht eigentlich eine Katastrophe.

Eine der häufigsten Kinderkrankheiten war der sogenannte „Krampf“ (insgesamt fast 600 Todesfälle). Dieser tritt bei Kleinkindern auf und äußert sich durch Verdrehen der Augen nach oben oder nach der Seite, durch Zuckungen der Gesichtsmuskeln und durch eine verkrampfte Haltung (daher der Name). Es sieht so aus, als hätte das Kind Angst, deswegen wird es auch als „Freisen“ bezeichnet, was in altem Mittelhochdeutsch „Angst, Wut, Schrecken“ bedeutet. Daher kommt auch der Begriff, den wir im Schwäbischen kennen: „Die Fraas haben“, wenn man sich vor etwas fürchtet. Diese Kinderkrankheit trat vor allem bei knapp hintereinander liegenden Schwangerschaften der Frauen auf. Diese lösten einen Kalk- und Vitamin D Mangel aus, der im Wesentlichen durch Kuhmilch regeneriert werden musste.

Einige statistische Daten:

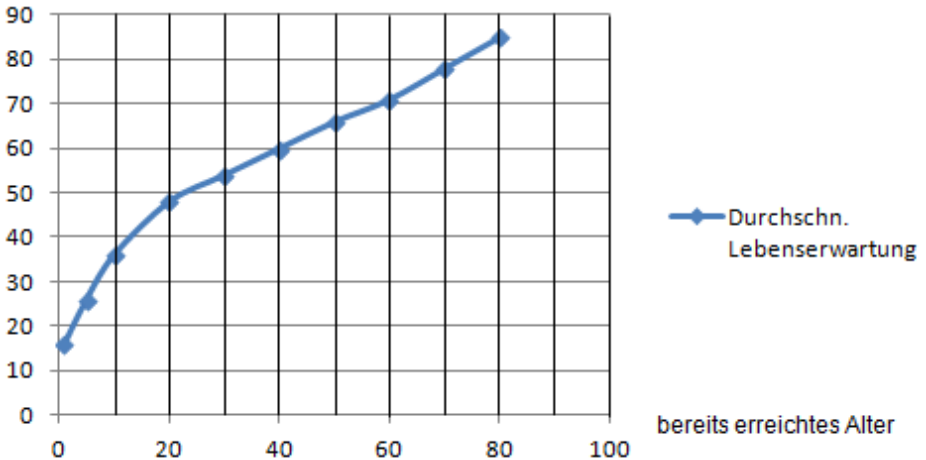
- Zeitraum: 1853 – 1906
- Anzahl Todesfälle: 2866 (ca. ein Todesfall pro Woche)
- Todesfälle am Tag der Geburt: 132
- Todesfälle im ersten Lebensjahr: 1179
- Todesfälle bis zum 10. Lebensjahr 1725
- 28 Einwohner wurden älter als 80 Jahre, davon 5 Einwohner älter als 90 Jahre

Interessant ist auch die Betrachtung der Lebenserwartung der Engelsbrunner Bevölkerung. Ich habe aus den Listen herausgefiltert, welche durchschnittliche Lebenserwartung jemand hatte, der bereits ein gewisses Alter erreicht hat und habe dies in der folgenden Grafik dargestellt. Demnach hatte ein Kind, das das erste Lebensjahr überstanden hatte, eine Lebenserwartung von durchschnittlich 16 Jahren. Sobald das zehnte Lebensjahr erreicht wurde, stieg die durchschnittliche Lebenserwartung auf 36 Jahre usw. Aus der Grafik kann man herauslesen, dass es wichtig war die ersten Jahre des Lebens zu überstehen, denn da lauerten die tödlichsten Krankheiten.

Über die ärztliche Versorgung liegen mir keine detaillierten Informationen vor. Allerdings liegt die Vermutung nahe, dass sich diese nur auf einem (der damaligen Zeit entsprechenden) niedrigem Niveau befand. Der medizinische Fortschritt sollte später kommen und so hatte man den Tod als ständigen Begleiter wohl oder übel als gottgegeben akzeptiert. Erschreckend aus heutiger Sicht ist natürlich die hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit. Dem musste man mit vielen Geburten begegnen (bis der Nachwuchs in der

gewünschten Zahl da war), was zweifelsohne eine hohe Belastung für die Frauen war und aufgrund der kurz aufeinanderfolgenden Schwangerschaften zudem zu einer noch höheren Säuglingssterblichkeit führte.

### Durchschn. Lebenserwartung ab einem bereits erreichten Alter



### Eigene Erfahrungen

Und nun ein Sprung um ungefähr fünfzig Jahre nach vorn in die Mitte des 20. Jahrhunderts, also in die Zeit, die ich erleben durfte. Es war die Zeit, in der man bereits viel medizinisches Wissen gesammelt und sich mit vielen Krankheitsplagen auseinandergesetzt hatte. Inzwischen hatte man entweder Impfungen zur Vorsorge entwickelt, oder man hatte Behandlungsmethoden für den Fall von Erkrankungen zur Verfügung. Damit hatten Krankheiten wie Tollwut, Diphtherie, Pocken (Blattern), Typhus und Kinderlähmung ihren großen Schrecken verloren. Die Pocken gelten jedoch erst seit 1980 (also 130 Jahre nach der ersten Impfung) als ausgerottet. Die in den meisten Ländern vorhandenen Hygieneregeln hatten auch Krankheiten wie Cholera und Typhus zurückgedrängt und es gab Behandlungsmethoden, falls sie wieder auftauchten.

Die Impfkampagnen Mitte des letzten Jahrhunderts sorgten also dafür, dass die schlimmsten Krankheiten zurückgedrängt wurden. Allerdings gab es auch damals schon Impfbefürworter und auch Impfgegner. Auch gab es eine Art Wettlauf der Systeme beim Ausrotten der Krankheiten zwischen dem sozialistischen Osten und dem kapitalistischen Westen, nach dem Motto: Wer ist Erster im Kampf gegen diese Plagen der Menschheit. Der Sozialismus hatte es dabei etwas einfacher. Das Impfen war Bürgerpflicht und wurde oft ohne zu fragen durchgeführt. Das führte dazu, dass manche Krankheiten (z.B. Kinderlähmung) im Westen noch wüteten, während sie im Osten schon fast besiegt war. Ich erinnere mich noch daran, dass wir in der Engelsbrunner Schule antreten mussten und nach der Reihe durchgeimpft wurden. Am



besten ist mir noch die Pockenimpfung in Erinnerung, die auf dem Oberarm eine Art „Stempel“ hinterließ.

Die ärztliche Versorgung wurde staatlich organisiert. In den Städten gab es die Polikliniken und Krankenhäuser, sowie über Stadtteile verteilte ärztliche Dienststellen, z.B. Kinderärzte und Zahnärzte. In den ländlichen Gebieten gab es in manchen Dörfern die eher einfach ausgestatteten ärztlichen Dienststellen, die „Dispensare“, die meist auch weitere Dörfer medizinisch versorgten. Ab und zu kam auch ein Zahnarzt nach Engelsbrunn und bot Untersuchungen an, das war aber selten und half nicht viel.

Interessanterweise gab es im sozialistischen Rumänien in geringem Maß auch noch privat praktizierende Ärzte. Ich erinnere mich noch daran, dass ich einmal in Semiklosch (Kleinsanktnikolaus) bei einem privaten Zahnarzt war, der mir einen Backenzahn ziehen sollte. Ich fuhr (noch als Kind) mit meiner Mutter auf dem Gepäckträger ihres Fahrrades auf dem (damals noch) Schotterweg dorthin, übrigens zwei Mal. Beim ersten Mal war der Zahnarzt etwas angetrunken und wir fuhren nach Hause. Beim zweiten Mal gab er mir eine schmerzhaft Spritze (gegen Schmerzen...) die überhaupt nicht wirkte, so dass er mir den Backenzahn unter noch größeren Schmerzen zog. Das war keine gute Erfahrung.

Die ärztliche Behandlung war kostenlos, was natürlich nicht heißt, dass sie nichts kostete. Ich erinnere mich nicht daran, dass viele, die als Spätaussiedler nach Deutschland kamen, erstaunt darüber waren, dass man hier Krankenversicherungsbeiträge zahlen muss. In Rumänien musste man keine Krankenversicherung bezahlen, allerdings wurde das Geld vom Staat einbehalten, bevor man sein Gehalt bekam, Man musste sich eben nicht darum kümmern.

Es gab auch die Möglichkeit, Kuren zu machen. In Rumänien gab es etliche Luftkurorte und Thermalbäder. Von Vorteil war es, wenn man Mitglied in der Gewerkschaft („Sindicat“) war, damit man an die begehrten Kurplätze rankam.

Wenn man allerdings nicht zu lange warten wollte, bis man drankam, oder wenn man eine gute Behandlung sicherstellen wollte, war es auch üblich, dass man Ärzten oder, Krankenpflegern eine „Kleinigkeit“ zukommen ließ. Das konnte Geld sein, aber Naturalien (Lebensmittel o.a.) waren genauso willkommen wie später zum Beispiel auch die „Kent“-Zigaretten, die quasi zu einer Zweitwährung wurden. Das kannte



In diesem Wohnhaus war früher das Dispensar untergebracht

man aber eher in der Stadt. Von Vorteil war es immer, wenn man jemanden kannte, oder mindestens jemanden kannte, der jemanden kennt.

In Engelsbrunn hatten wir ein Dispensar (s. Bild Vorseite), von wo aus auch umliegende Dörfer versorgt wurden. Der diensthabende Dorfarzt war Remus Ambrus, an jemand anderen kann ich mich nicht erinnern. Er hatte einen Trabi, mit dem er in die benachbarten Dörfer fahren konnte. Kuriosität: Der Trabi war ein Fahrschulauto (ich denke eine Spende aus dem Ausland und vor dem Beifahrersitz waren noch die Kupplungs- und Bremspedale für den Fahrlehrer.



Das heutige Dispensar

Wie die Krankenschwester hieß, weiß ich nicht mehr, wir nannten sie einfach „Moascha“ (nicht ganz korrekt, da dies „Hebamme“ bedeutet). Das Dispensar war in einem ehemaligen Wohnhaus untergebracht. Dort ging ich ungern hin, denn meist gab es eine Spritze. Einwegspritzen gab es noch nicht, deswegen wurden die Nadeln in brennendem Spiritus sterilisiert, was immer unangenehm roch. Inzwischen gibt es ein neues Dispensar und das ehemalige Dispensar wird wieder als Wohngebäude genutzt (s. Foto).

Wenn ich ab und zu krank war, meistens im Winter wegen Erkältung, ließen mich die Eltern notgedrungen allein zuhause, solange sie in der Schule unterrichteten. Ich musste im Bett bleiben und das Fieber „ausschwitzen“. Normalerweise gab es Hustensirup (der ganz gut süß schmeckte) und „Pyramidon“ gegen Fieber. Manchmal vereinbarten meine Eltern auch mit der Moascha, dass sie bei mir vorbeischaute, ob alles in Ordnung ist. Wenn das Fieber zu hoch war, gab sie mir auch eine Spritze. Mit den Spritzen war man zur damaligen Zeit schneller zur Hand. Ab und zu schickten meine Eltern auch einen älteren Schüler vorbei, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist.

Krank sein war immer langweilig. Einen Fernseher hatten wir erst sehr spät, außerdem begann das Fernsehprogramm ohnehin erst am Nachmittag und hätte nicht gegen Langeweile getaugt. So vertrieb ich mir die Zeit mit Lesen, wenn ich noch ungelesene Bücher hatte, oder blätterte in unserem Bilderduden, in dem ich bald jedes Bild auswendig kannte.

Mitte der sechziger Jahre gab es eine heftige Grippewelle (Hongkong-Grippe) und das hatte sogar zur Folge, dass die Winterferien um ein oder zwei Wochen verlängert wurden. Ich weiß noch, dass ich mich auf die verlängerten Ferien freute, allerdings gab es in den meisten Familie Grippekranken und auch viele meiner Freunde waren krank, so dass es nicht ganz so lustig war. Das ist

mir erst wieder eingefallen, als es hier Schulschließungen wegen der Corona-Epidemie gab.

Einmal hat es mich dann doch erwischt und dann konnte ich das Gesundheitssystem intensiv kennenlernen. Ich muss so neun gewesen sein, als ich plötzlich hohes Fieber wie bei einer Grippe hatte, aber schnell stellte sich heraus, dass es Mumps ist. Die Immunisierungsimpfung gegen Mumps kam zu spät für mich, denn sie stand erst 1965 zur Verfügung und wurde wesentlich später in die Impfprogramme aufgenommen (heute MMRV, Mumps-Masern-Röteln-Windpocken-Impfung). Also bekam ich Medikamente verschrieben und musste einige Wochen zuhause im Bett bleiben. Zwar war die Mumps dann weg, aber das Fieber blieb und wurde immer schlimmer, bis ich irgendwann nicht mehr richtig ansprechbar war und nur noch phantasierte. Da zeigten sich auch die Grenzen der ärztlichen Betreuung auf dem Lande.



Das „rettende“ Postgebäude, von wo mich der Krankenwagen abholte (leider in einem schlechten Zustand)

Meine Eltern kontaktierten in ihrer Verzweiflung einen ihnen bekannten Arzt, Dr. Kloos. Meine Mutter kannte ihn von früher, er war Chefarzt in der Kinderklinik (Ich sagte es ja bereits vorhin: es war gut, wenn man jemanden kannte...). Als Dr. Kloos dann gleich nach Engelsbrunn kam, diagnostizierte er Hirnhautentzündung und empfahl sofort den Krankenwagen (die „Salvare“) zu holen. Meine Eltern gingen zur Post, um von dort den Krankenwagen zu rufen (Telefon hatten wir keines zuhause). Man sagte ihnen allerdings, dass der Krankenwagen nicht in unsere Straße fahren kann, da diese zu schlecht sei und jetzt im Winter die Gefahr besteht, dass der Wagen im Morast stecken bleibt. Also musste ich am Abend mit zur Post gehen.

Von dort wurde ich abgeholt und in die Kinderklinik gefahren. Draußen war es eisig kalt und im Krankenhaus sehr warm, so dass ich sofort Nasenbluten bekam, welches nicht mehr aufhörte. Man band mir einfach die Nase mit einem Verband zu, so dass ich die ganze Nacht über durch den Mund atmen musste und am nächsten Tag mit dem trockenen Mund keine einzige Frage beantworten konnte, die mir die Ärzte stellten. Das Gute war, dass ich eine Spritze erhielt, die meinen Zustand sofort verbesserte.

In der Kinderklinik habe ich eigentlich gute Erfahrungen gemacht. Die Wände zwischen den Zimmern bestanden ganz aus Glas, so dass die Krankenschwestern von jedem Zimmer aus einen Überblick über alle Zimmer hatten. Auf der einen Seite waren die Kinder mit ansteckenden Krankheiten untergebracht. Diese waren durch einen verglasten Gang von der anderen Seite getrennt, wo die anderen kranken Kinder lagen. Der Chefarzt Dr. Kloos

kam auch manchmal persönlich zur Visite. Manchmal hatte er auch Medizinstudenten und -studentinnen dabei und da musste ich auch als „lebendes Anschauungsobjekt“ herhalten, was mir ziemlich peinlich war. Ich höre noch jetzt das Kichern der Studentinnen hinter dem Rücken des Chefarztes. Die Behandlung war professionell. Die Hirnflüssigkeit wurde einige Male über eine Nadel aus der Wirbelsäule entnommen und im Labor untersucht, bis alles in Ordnung und ich geheilt war. Alle sechs Stunden gab es eine Spritze, wobei ich bei der Gelegenheit feststellte, dass es je nach Krankenschwester mal stark und mal gar nicht weh tat. Ich habe nie verstanden, wie das sein kann. Während ich im Krankenhaus war, wurde ich natürlich von zuhause aus auch etwas verwöhnt, und wenn immer möglich brachte man mir Kipfel, die ich liebend gerne mit Milch aß.

Ich bin dankbar dafür, dass die medizinische Versorgung in Rumänien insgesamt schon so weit war, dass man Hirnhautentzündung behandeln konnte und vor allem verdanke ich es Dr. Kloos, dass er mir buchstäblich in letzter Minute diese Behandlung hat zukommen lassen und mich so vor unabsehbaren schlimmen Folgen bewahrt hat.

Dazu gehört auch die Geschichte, dass Dr. Kloos, nachdem er in die Bundesrepublik ausgesiedelt war, wohl nie seinen richtigen Platz im hiesigen Gesundheitssystem gefunden hat und dass ihm hier nicht die verdiente Anerkennung zuteil geworden ist. Er hat das alles in einem etwas verbitterten autobiografischen Buch niedergeschrieben. Ich habe es gelesen, nachdem ich es zufällig unter den Büchern meiner Mutter gefunden habe und ihm anschließend einen Brief geschrieben, in dem ich mich rückwirkend nochmal dafür bedankt habe, dass er mir damals so gut und schnell geholfen hat.

Erfahrungen habe ich auch gemacht mit den Vorsorgemaßnahmen zur Bekämpfung der Tuberkulose. Ich war als tuberkulosegefährdet eingestuft, da mein Vater schon wegen Tuberkulose in Behandlung war. Deswegen musste ich in regelmäßigen Abständen nach Arad zur Röntgenuntersuchung, damit man feststellt, ob die Lunge nicht befallen ist. Ich kann nicht beurteilen, welche Strahlungs dosis ich dort erhalten habe. Wenig war das nicht, da ist man heute etwas vorsichtiger.

Auch mit der Tetanusimpfung habe ich meine (eher negativen) Erfahrungen gemacht. Als ich mich während eines Besuches bei meiner Oma in Schäßburg an einer zerbrochenen Glasscheibe am Handgelenk tief geschnitten hatte, gingen wir auch ins Krankenhaus, wo man mir sofort eine Tetanus-Impfung verpasste, in der Annahme, ich sei noch nicht gegen Tetanus geimpft. Einen Impfpass gab es nicht und die Eltern waren nicht erreichbar (später stellte sich heraus, dass ich schon geimpft war). Im Laufe des nächsten Tages erhielt ich noch zwei Tetanus-Impfungen, nach denen ich so erkrankte, dass sich schon alle große Sorgen um mich machten. Nun, letztendlich ging es noch gut, aber es war kein Beweis für gute ärztliche Behandlung.

Aus meinen geschilderten persönlichen Erfahrungen kann man ein bisschen herauslesen, wie es um das Gesundheitswesen in Engelsbrunn und

Rumänien allgemein stand. Es gab neben Schatten auch etwas Licht im System, denn es waren auch die Jahre, als in Rumänien noch manches einigermaßen gut funktionierte. Allerdings musste man manchmal, wie man sieht, doch etwas Glück haben und es war immer gut, wenn man jemanden an der richtigen Stelle kannte. Und ab und zu musste man eben „nachhelfen“. Ich kann nicht aus persönlichen Erfahrungen darüber schreiben, wie es nach meinem Weggang 1983 ausgesehen hat, es wurde jedenfalls nicht besser...

### **Und heute?**

Nach dem Ende des Sozialismus in Rumänien 1990 hat sich auch im Gesundheitswesen einiges grundlegend geändert. Darüber kann ich allerdings nur einige Worte verlieren, denn mir fehlen natürlich die persönlichen Erfahrungen. Das neue Dispensar in Engelsbrunn habe ich schon erwähnt. Auch eine Apotheke gibt es im Dorf. Ihr Betrieb muss sich wohl lohnen. Bei einem Besuch in Arad ist mir aufgefallen, dass sich dort eine Apotheke an die andere reiht. Alle Apotheken sind ziemlich groß und hervorragend ausgestattet. Es muss wohl einen großen Bedarf an Medikamenten geben. Im Radio lief auch dauernd Werbung für die ein oder anderen (aus meiner Sicht auch mal nutzlosen) Präparate gegen alles Mögliche (Fußpilz, Schlafstörungen, Verdauungsstörungen, Haut, Blähungen, ...).

In Rumänien gibt es jetzt eine Kranken-Grundversicherung, die vom Staat dominiert wird. Allerdings gibt es auch Zuzahlungen für bestimmte Leistungen. Arbeitnehmer und Arbeitgeber zahlen paritätisch Pflichtbeiträge zur Finanzierung dieser Grundversorgung. Zusätzlich kann man sich privat



Apotheke (im früheren Milchgeschäft)

versichern, um bessere Leistungen zu erhalten. Tatsache ist, dass die Grundversorgung nicht immer die Leistung bieten kann, die gewünscht ist, und dass gute medizinische Leistung zusätzliches Geld kostet, sei es über „informelle Zahlungen“, sei es über Privatversicherung. Grundsätzlich gibt es große Probleme bei der Finanzierung der medizinischen Infrastruktur und außerdem haben viele Ärzte das Land verlassen, da es im Ausland mehr zu verdienen gibt. Es gibt viele Pläne für Reformen, es ist Einiges in Bewegung in Richtung Privatisierung, aber in Summe bleibt die Lage für Außenstehende etwas unübersichtlich. Aber so etwas kennen wir ja auch hier bei uns...

## Brot backen, Tradition in Engelsbrunn (Enni Steingasser)

Wer erinnert sich nicht gerne an den Duft und Geschmack von dem Brot aus der Heimat? Ich war noch klein, als bei uns in unserem Backofen das Brot gebacken wurde und ich ab und zu zuschauen konnte. Darum kann ich es heute aus meiner Erinnerung erzählen, so wie ich das erlebte. Da meine Eltern den Weizen jedes Jahr von der „Kollektiv“ für geleistete Tage bekommen hatten, wurde dieser in Säcken auf den *Bodem* (Aufboden) gebracht, und zum Trocknen auf einen Haufen geschüttet. Zum Brot und Kuchen backen braucht man aber Mehl, so hat man sechs Säcke mit Weizen gefüllt und diese wurden dann mit dem Pferdewagen zur Mühle nach Neu-Arad, oder nach Schöndorf gebracht. Zurück kamen vier Sack Mehl, zwei Sack Kleie. Und wenn meine Mami ein Säckchen mitgeschickt hat, so hat der

Müller dieses mit Gries gefüllt und in einen Mehlsack mit eingebunden. Den Gries hat meine Mami für Grießknödel, Grieß Schippel (Kuchen), Grießbrei oder gebrannte Grießsuppe verwendet. Die Kleie wurde den jungen *Gutsel* (Schweinen) verfüttert. Wenn der Backtag (meistens Donnerstag) geplant war, hat meine Mami schon am Abend vorher das Mehl aus der Mehlkiste (die stand auf den *Bodem*) geholt, hat es in eine *Mulder* (hölzernen Trog) gesiebt und den Vorteig mit Hefe und warmem Wasser angesetzt. Die *Mulder* stand, mit einem weißen Leinentuch zugedeckt, in der *Summerkuchl*, im Winter in der *Stub* im Großhaus. Die *Gerwe* (Hefe) musste ich in der „Kooperativa“ holen,

dort gab es große Blöcke mit ca. 500g. Wenn ich



Backofen und Kesselhaus

diese für einen Leu haben wollte, hat mir die Verkäuferin ein Stück mit einem Zwirnfaden runter geschnitten und in ein Stück Wachspapier eingewickelt. Mein Tati hat im *Schopper* (Schuppen) alles zum Anheizen vorbereitet, das Kesselhaus abgeräumt, alles sauber gemacht und Platz für das Material und Rudl Omas Stuhl gerichtet. *Kukrutzstengl* (Maisstengel), Zeitungspapier und *Reibhölzl* waren notwendig, um ein gutes Feuer im Backofen zu bekommen.



Mulde im Keller gelagert

Der Backofen musste morgens zeitig angeheizt werden. Ich sehe meine Rudl Oma noch vor mir, wie sie vor dem Backofen sitzt und die *Kukrutzstengl* reinschiebt. Diese Stengl waren von der letzten Maisernte. Die hat man nach dem Stengelschneiden auf dem Feld zusammengebunden, mit dem Pferdewagen zu uns in den Garten gefahren, dann in unserer Scheune zum Trocknen aufgestellt. An den Stengeln waren noch das Laub und Liesche vom *Kukrutz* dran, das hat man zum Füttern unserer Tiere gebraucht. Übrig geblieben sind die abgenagten Stengl. Mein Tati hat sie gebündelt und in der Scheune trocken gelagert. Meine Mami ist um vier Uhr früh aufgestanden, hat den

aufgegangenen Vorteig mit warmem Wasser und dem restlichen Mehl zu einem Teig geknetet und den Teig in der Mulde zum Aufgehen wieder zugedeckt. Als ich dann morgens aufgestanden bin, war die Mulde voll mit Teig. Das Kneten habe ich nicht gesehen und musste es auch später nie machen. Dann hat meine Mami die Brotlaibe geformt und in die mit einem Tuch ausgelegten *Kurwel* (Körbchen) zum Gären reingelegt. Später wurde der aufgegangene Laib in runde Bleche gesetzt. Der Teig reichte für sechs große Brote und für vier bis sechs Flammkuchen. Bei uns zuhause wurde ein Stück Teig rund ausgewalkt wie eine Pizza, wurden Speckwürfel und etwas Salz draufgelegt und auf dem heißen Backofenboden ohne Blech gebacken. Das dauerte nur ein paar Minuten. Manchmal war der Ofen so heiß, da hat der Teig Blasen geworfen und die wurden dann schwarz. Mein Tati hat Flammkuchen so gerne gegessen. Deswegen hat er mit meiner Mami abgesprochen, dass er kurz daheim vorbeikommt und für sich und für den LKW-Fahrer die frisch gebackenen Flammkuchen abholt. Ja, bevor das Brot in den Backofen geschoben wurde, musste meine Mami die Asche rausholen



Backstube von Bandi mit dem Gärschrank

und die Glut zur Seite schieben, dann mit einem feuchten Besen die Asche vom Steinboden wegkehren und den Platz für den Flammkuchen mit einem nassen Tuch abwaschen. Da unsere Brote in Blechen gebacken wurden, brauchte man nicht den ganzen Backofen so gründlich sauber zu machen. Der Backofen war so groß, dass auch meine Tänzer Oma ihren bereits fertig gegangenen Teig morgens zu uns brachte. Sie hat den Teig dann zu Broten geformt und zum Gehen

in unsere Stube hingestellt. Als der Ofen heiß genug war, der Flammkuchen fertiggebacken und die Laibe aufgegangen waren, musste es schnell gehen. Zu zweit ist das Einschieben schneller gegangen. In der Zwischenzeit wurden die Mulder und das Nudelbrett sauber gemacht, damit alles bereit war für das nächste Mal. Das Brot war fertig, wenn der obere Teil des Brotlaibes ganz schwarz (fast verbrannt) war (Leider habe ich kein Foto gefunden) und gut gerochen hat. Das war so meistens nach 1 ½ oder 1 ¾ Stunden der Fall. Das Brot sah aus wie ein Pilz mit schwarzem Deckel. Jeder Laib ist mit Wasser abgewaschen worden, so hat das Brot schön gegläntzt. Wenn man gegen den Boden geklopft hat, musste es dumpf klingen. Das fertig gebackene Brot ist nach dem Auskühlen im kühlen Keller gelagert worden. Damit die Mäuse nicht ran gehen, sind die Laibe auf einen aufgehängten Lattenrost gelegt worden. So hat sich das Brot lange gehalten. Vor dem Anschneiden wurde jedem Laib mit dem großen Messer ein Kreuz auf den Boden geritzt und man sprach: „Gott segne dieses Brot“ oder „Gott Vater, Gott Sohn und der Heilige Geist“. Weil der Laib so groß und schwer war, hat meistens mein Tati angeschnitten. Den Anschnitt wollten wir Kinder immer haben, die *Kurscht* (Kruste/Brottrinde) hat so schön gekracht und gut gerochen. Ich werde diesen Geschmack und Duft nie vergessen. Ich habe die schwarze *Kurscht* auch gerne gegessen und, weil ich als Kind so rote Backen (Wangen) hatte, sagten die älteren Leute, das kommt davon. Wir haben immer viel Brot zuhause gegessen. Fast zu jedem warmen Essen gab's ein paar Scheiben auf dem Tisch. Es gab oft Speck und Brot, Fettbrot, *Leckwarbrot* (Marmeladebot). Meine Mami hat sich Brot mit *Schunke* (Schinken) oder Speck eingepackt und hat damit auf dem Feld Mittag gemacht. Meine Oma hat die *Prisem* (das Brotinnere) gegessen und ich die Rinde. Wer kennt noch die mit *Kirschtl* abgeschmälzte *Grumbiere* und *Nudle*, *Spitzbuwe* und *Praumeknedl*? Ohne die in Schweineschmalz ausgebackene *Brotskrimmel* (Brotkrümmel) hat es doch *gar net* geschmeckt. Wenn das Brot schon etwas trockener war, gab es Wasserbrot mit Zucker oder mit Salz und rotem Paprikapulver, Brot in die Milch eingebröckelt oder als Eier-Brot. Die Katzen und der Hund wurden auch mit Milch und Brot gefüttert. Das Brot



wurde früher bei uns in einem Loch in der Wand in der *Summerkuchl*, schön kühl aufgehoben. Als wir dann einen neuen Tisch mit großer Brotschublade angeschafft haben, wurde darin der angeschnittene Laib gelagert und mit einem Leinentuch abgedeckt, damit der nicht austrocknet. Zwischendurch mussten die Krümel mit einem Flederwisch aus der großen Schublade gekehrt werden, damit nichts anschimmelt. Wenn der letzte Laib angeschnitten war, wurde die ganze Prozedur wiederholt. Ich habe sehr viel Respekt und Anerkennung für die schwere Arbeit, die meine Eltern und Großeltern leisten mussten, damit die Familie jeden Tag versorgt werden konnte. Nicht jede Familie im Dorf hatte Weizen und Mehl, so mussten sie diese zukaufen oder das fertige Brot in der „*Kooperativa*“ hohlen. Es gab nur „*Franzela*“ (Baguette) und Schwarzbrot. Manche Familien hatten keinen eigenen Backofen und kein Brennmaterial zuhause, die haben dann den Teig zur Bäckerei im Dorf gebracht. Ich kann mich noch daran erinnern, dass man von der *Hauptgass* in die Seitengass rein gehen musste und dann kam das Haus von der Beller Gretl Baas, wo die Söhne Niklos und Kasper als Bäcker in der eigenen Bäckerei früher gebacken haben. Ich kannte nur noch den Vetter Kasper, wie er mit seiner weißen Jacke in der Backstube stand. Mein Vater hat ab und zu den gekneteten Teig im *Kurwel* (Körbchen) zur Bäckerei getragen. Auf den Brotteig wurde ein Zettel mit der Hausnummer geklebt und mitgebacken, damit man das eigene Brot wiederbekommt. Manche Leute konnten nur die Zutaten bringen, der Bäcker hat dann den Teig angemacht und das Brot gebacken. Was das damals gekostet hat, weiß ich heute nicht mehr. Dort gab es auch eine „Kipfelmaschine“, wenn für ein größeres Fest (Hochzeit, Kirchweih) gebacken wurde. Dann hat der Bäcker über den Bedarf gebacken, und so konnte man die Bäckerkipfel auch kaufen. Es war immer schon ein Privileg, einen Bäcker im Dorf zu haben, der das Brot backte und dann für Feste, Hochzeiten und andere Anlässe die Kipfel, den Kuchen, Torten und auch den Braten in den Backofen schieben konnte. Als das Haus mit der Bäckerei verkauft wurde, hat Bandi als Bäcker dort angefangen zu backen. Seine Frau Teri hat ihm geholfen. Er hat die Tradition des



Bandi am Backofen mit seiner Frau Teri

Brot- und Kipfel-Backens weitergeführt. Meine Mutter hat dann auch nicht mehr zuhause selbst gebacken. Wir haben Mehl für 4kg oder 3kg Brote am Vorabend in die Bäckerei gebracht und am nächsten Tag konnte man die Laibe abholen. Ich glaube, wir hatten damals ein Leu pro kg bezahlt. Kipfel haben wir auch gekauft, eine Tüte mit 20 Stück für 10 Lei. Wir haben das alles gerne gegessen.

In den 70er Jahren gab es große Hochzeiten im „Kamin“ (Kulturheim) mit oft mehr als 300 Gästen. Dazu brauchte man viel zu Essen, so wurden das Brot, die Kipfel, der Kranzkuchen, die Torten und das Kleingebäck im großen Backofen in der Bäckerei gebacken. Der Kranzkuchen wurde von der Steingasser Gretl Baas vorbereitet, in der Bäckerei gebacken und nach dem Auskühlen ins Hochzeitshaus gebracht. Dieser ist dann an die eingeladenen Gäste verteilt worden, die ein *Hingl* (Hühner) pro Person zum Schlachten abgegeben haben. Es war Tradition in Engelsbrunn, dass es eine gute Hochzeitssuppe am Mittag gibt, die jeder gern gegessen hat. Der Kuchen und Torten wurde zum Beispiel von der Kuchenbäckerin Marisch Neni im Hof der Bäckerei mit vielen Helferinnen am Dienstag und Mittwoch vor der Hochzeit vorbereitet. Der Bäcker hat das dann im Backofen fertig gebacken. Das Brot und die *Kipfl* für die Hochzeit hat der Bäcker rechtzeitig backen müssen. Auch das *Bratl* (Schweinefleisch gebraten) ist nicht zu vergessen. Dies wurde vom Metzger in der Backstube in Stücke geschnitten, gewürzt und in Blechen am Samstagmorgen vom Bäcker in den Backofen geschoben. Der Bäcker sorgte dann dafür, dass das gebratene Schweinefleisch pünktlich auf den Tisch kam. Die Hochzeitsgäste haben das immer gerne gegessen. Ich glaube diesen Geschmack vergisst man nicht mehr.

Einen besonderen Beitrag leistete die Bäckerei im Jahr 2005 als in Engelsbrunn das 225-jährige Kirchweihfest gefeiert wurde und zum Mittag- und Abendessen für die vielen Gäste aus Nah und Fern frische Kipfel und Brot gereicht wurden. Unser Bäcker Bandi hat diese für unser Fest gespendet (siehe Bericht im Jahresheft 7/2006).



Kipfel auf jedem Tisch im Jahr 2005



Besuch zuhause bei Bandi und seiner Frau Teri

Zum Glück hatten wir in unserem Dorf eine Bäckerei und den richtigen Bäcker dazu, der uns immer mit dem guten Brot und Kipfel versorgt hat. Ich sage: **Vielen Dank dafür.**

Brot ist eines der wichtigsten Lebensmittel für viele Menschen. So wird im „**Vaterunser**“ mit dem Satz „...unser tägliches **Brot** gib uns heute...“ sogar dafür gebetet. Wir kennen und nutzen auch die Sprüche zum Thema **Brot**.

Hier einige Beispiele

„Salz und **Brot**, macht Wangen rot.“

„Schau mal, wie ist der Himmel so rot, das sind die Engelchen, die backen das **Brot.**“

Das kam oft auf Stickbildern vor: „**Brot**&Salz, Gott erhalt's.“

Sehr bekannt bei Auswanderern ist der Leitspruch: „Dem Ersten der Tod, dem Zweiten die Not, dem Dritten das **Brot.**“

Wie wahr sind diese Weisheiten:

„Kein **Brot** ist hart. Kein Brot, ist **hart.**“

„Wenn du dir die Butter vom **Brot** nehmen lässt, hast du irgendwann nicht mal mehr das **Brot.**“

(G.S. Redaktion) Als ich den Beitrag zu dem „Hörbuch“ schrieb, ahnte ich nicht, dass unsere Tochter Heike-Lena ebenfalls dabei war, einen Beitrag zum selben Thema für das Engelsbrunner Heft zu schreiben. Als wir dann fast zeitgleich damit fertig waren, stellten wir fest, dass wir zwar über dasselbe Thema geschrieben hatten, jedoch aus unterschiedlicher Perspektive, weshalb sich die beiden Beiträge gut ergänzen. Die beiden Geschichten werden deswegen gemeinsam im Heft veröffentlicht, selbst wenn die ein oder andere Aussage dabei doppelt vorkommt.

## **Projekt Hörbuch (die eigene Sicht)**

*(Günther Schässburger)*

### **Das Weihnachtsgeschenk**

Pünktlich vor Weihnachten stellt sich die Frage nach einem Weihnachtsgeschenk. So auch bei unserer Tochter (die inzwischen selber eine Familie hat), der wir keine wirkliche Antwort auf die Frage geben konnten, was sie uns unter den Weihnachtsbaum legen könnte. So entschied sie sich für ein Geschenk, das nicht materieller Art war und sich auch nicht preislich beziffern ließ. Sie wollte uns nämlich ein Hörbuch schenken, und zwar eines, das wir selber aufnehmen sollten. Die Idee war, dass wir, die Eltern, unsere Lebensgeschichte erzählen, und zwar in etwa bis zu dem Zeitpunkt, von wo an unsere Kinder die Geschichte selber fortsetzen können.



Ein Mikrophon, zwei Gläser Wein und los geht's mit dem Interview

Auf den ersten Blick schien uns das Geschenk etwas eigenartig. Erstens war es natürlich mit „Arbeit“ unsererseits verbunden. Wir hatten zudem auch einige Zweifel, ob wir genügend Erzählmaterial bieten konnten, um ein

Hörbuch zu füllen, das für andere interessant genug wäre. Letztere Bedenken sollten sich als Trugschluss erweisen. Wir haben unseren Kindern zwar immer wieder aus unserem Leben erzählt, aber das waren immer irgendwelche Bruchstücke aus unserem Leben, und an der Mimik unserer Nachkommen konnten wir auch oft feststellen, dass manch eine Geschichte bereits einige Male wiederholt worden war... Außerdem war das Geschenk auch mit Arbeit der Geschenkgeberin verbunden, denn das Hörbuch wurde in Form eines Interviews geführt. Dabei war es von Vorteil, dass unsere Tochter in der Nähe wohnte und für diese Interviews einfach vorbeikommen konnte. Ihr Ehemann unterstützte sie in den technischen Details und unser Sohn erkundigte sich regelmäßig über den Stand des Fortschritts.

### **Die Interviews**

Es verging einige Zeit nach Weihnachten, bis wir einen ersten Termin vereinbarten. Wir einigten uns erst mal auf die Vorgehensweise und über die thematische Gliederung des Hörbuchs, damit die Erzählung nicht chaotisch verläuft. Außerdem klärten wir, dass die Aufnahmen in Form eines Interviews durchgeführt werden sollen. Die Interviewnehmerin, unsere Tochter, sollte durch Fragen und Nachfragen die Kontrolle über den Ablauf behalten.

Der Start der Interviews war etwas zaghaft. Wir mussten uns erstmal daran gewöhnen, in einer geordneten Form über unser Leben zu erzählen, also nicht einfach am Küchentisch nebenbei. Mit zunehmendem Erzählen kamen wir aber in Fahrt und das Erzählen fiel uns leichter. Und während wir erzählten, fielen uns auch viele Ereignisse wieder ein, die wir fast vergessen und über die wir schon lange, oder auch noch nie gesprochen hatten.

Nach dem ersten Interview waren wir dann schon etwas geübt und wussten, was uns erwartet. Nach jedem Interview vereinbarten wir einen nächsten festen Termin, damit wir die Geschichte auch garantiert bis zum Ende führen würden. Trotzdem waren wir immer etwas angespannt, wenn die Tochter beim nächsten Termin an der Tür klingelte. Wir sagten dann im Scherz „die Inquisitorin kommt“ und meine Frau meinte dann jedes Mal: „Mir fällt heute bestimmt gar nichts mehr ein“. So war es aber dann doch nicht, und unsere Tochter musste dafür sorgen, dass wir uns nicht allzu oft gegenseitig ins Wort fallen.

Wir erzählten etwas zu allen möglichen Themen: allgemeine Geschichte der Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen, Kindheit, Familie, Verwandten, Wohnbedingungen, Arbeitsbedingungen und soziales Umfeld im Banat und Siebenbürgen, Brauchtum und Bräuche, unser Leben auf dem Dorf und in der Arader Vorstadt Neuarad, Kindergarten, Schule, Gymnasium, unser Kennenlernen bis zur Verlobung und Heirat, Militärdienst, Studium, Berufseinstieg, Aussiedlung in die Bundesrepublik, Integration in Deutschland, Besonderheiten der Spätaussiedler, allgemeine Schilderung der Anfänge und des Niedergangs des Sozialismus in Rumänien und Vieles mehr. Einen Teil des Interviews führten wir im (Engelsbrunner und Neuarader) schwäbischen und im siebenbürgisch-sächsischen Dialekt. Damit konnten wir auch diese Dialekte zumindest im Ansatz für unsere Nachkommen konservieren.

## **Randbedingungen und Nacharbeit**

Überschattet wurde die Aufnahme des Hörbuchs von der Corona-Krise. Die letzten Interviews mussten wir über Videokonferenz durchführen, wobei im Nachhinein die beiden Tonspuren noch zusammengeführt und synchronisiert werden mussten.

Wie es der Zufall wollte, begannen die Interviews fast zeitgleich mit Schwangerschaft unserer Tochter und endeten kurz vor der Geburt unserer Enkelin Annika. Die kleine neue Erdenbürgerin hat also während der ganzen Zeit insgeheim mitgehört und es bleibt zu hoffen, dass sie sich irgendwann auch für das interessiert, was wir da in der Zeit ihres Werdens erzählt haben.

Die Dateien müssen jetzt noch bearbeitet und zurechtgeschnitten werden, was natürlich mit viel Arbeit verbunden, aber auch Teil des Weihnachtsgeschenkes ist. Im Nachhinein betrachtet, war es ein wundervolles Weihnachtsgeschenk, denn ohne dieses wären wir bestimmt nicht auf die Idee gekommen, ein Hörbuch mit unserer Lebensgeschichte aufzunehmen. Und selbst wenn doch, hätten wir es wahrscheinlich ohne den „sanften Druck“ unserer Kinder nicht durchgezogen und zu Ende gebracht.

## **Fazit**

Ich möchte mit dieser kleinen Geschichte einen Anstoß auch für andere geben, ihre Lebensgeschichte, in welcher Form auch immer (schriftlich, Audio, Video) für die Nachkommen zu dokumentieren, selbst wenn es Zweifel darüber gibt, ob jemals irgendjemand Interesse an diesen Aufzeichnungen hat. Die Erfahrung lehrt uns, dass das Interesse an den Vorfahren mit dem Verrinnen der Zeit größer wird. Wir sehen, mit welchem Interesse sich die Engelsbrunner Nachkommen in den USA durch Nachforschungen auf die Spuren ihrer Vorfahren in Europa begeben. Das Interesse an unserer Geschichte sollten wir durch entsprechende Dokumentation unterstützen. Ich hoffe, durch diesen Beitrag einen kleinen Anstoß dazu gegeben zu haben.

**Projekt Hörbuch** (die andere Sicht) Alte Geschichten für die Zukunft bewahrt (*Heike-Lena Wagner*)

## **„Schon tausendmal gehört“**

Ich erinnere mich noch gut an die Corona-Weihnachtszeit 2020. Da ein Weihnachten mit der Familie nicht mehr möglich war, versuchte man dem Ganzen etwas Positives abzugewinnen: dann hört man die schon tausendmal erzählte Geschichte von Opa eben nicht noch das tausendunderste Mal. Es scheint wohl also auch heute noch so zu sein - kommt die Familie zusammen, dreht es sich meistens um dieselben Geschichten von früher, wahlweise aus einer der beiden entgegengesetzten Kategorien „Früher war alles besser“ oder eben „Euch geht es viel zu gut. Wenn ihr wüsstet, wie wir...“.

Ähnlich war es auch bei uns. Besonders als Kinder, wenn wir am zweiten Weihnachtsfeiertag immer meine Tante besuchten, hörten wir alljährlich die Geschichten von „selmols“. Nicht selten stellten wir Kinder die Ohren auf

Durchzug – alles schon tausendmal gehört. Mein Opa schimpfte über den Sozialismus, erzählte vom Krieg und all den Problemen in Rumänien, meine Mutter von ihrer scheinbar geradezu bilderbuch-idyllischen Kindheit in Neuarad, während mein Vater, der in Engelsbrunn eine ganz andere Kindheit verbracht hatte, über ihre Verwöhntheit nur milde lächelte. Ja, eben alles schon tausendmal gehört.

Aber selbst lieb gewonnene Familientraditionen ändern sich irgendwann. Mein Opa ist inzwischen verstorben, mein Bruder und ich haben eigene Familien und wir fahren schon lange nicht mehr an Weihnachten zu meiner Tante (deren Banater Kochkünste übrigens seither schwer vermisst werden – unsere Kopierversuche können ihr da leider nicht das Wasser reichen). Und was blieb von den Geschichten? Dass sich zwischen den „tausendmal gehörten“ Geschichte noch viele Lücken auftaten, wurden meinem Bruder und



Unser Haus, vom Maulbeerbaum aus fotografiert

mir schnell bewusst, als mein Mann und meine Schwägerin (die beide, bevor sie uns kennenlernten, mit Siebenbürgen, dem Banat und überhaupt den Aussiedlern kaum etwas anfangen konnten) die ersten Nachfragen stellten. Oft fehlten Zusammenhänge und - wie wahrscheinlich in jeder Familie - gab es Dinge, die kamen aus den unterschiedlichsten Gründen einfach nie zur Sprache – zu langweilig, zu unwichtig, zu peinlich, zu unangenehm, zu unpassend... und uns Kinder hat das alles ohnehin nicht genug interessiert, um genauer nachzufragen. Und sowieso, an Weihnachten spricht man

manche Themen eben auch nicht an. Aber wann dann? Wann nimmt man sich die Zeit und spricht mal wirklich über früher? Schwelgt nicht einfach in Erinnerungen, sondern erzählt, von Anfang bis zum Ende, erklärt wie es war und beantwortet auch mal unangenehme Fragen?

Je älter mein Bruder und ich wurden, desto mehr wurden uns die Besonderheiten unserer Familiengeschichte bewusst. Im Vergleich mit unseren Partnern merkte man, wie sehr die Vergangenheit unsere Eltern und damit auch uns, unseren Lebensweg und unsere Werte geprägt hat. Wir wollten mehr darüber erfahren und vor allem einen Teil davon auch an unsere

eigenen Kinder weitergeben. Für die ganz alten Geschichten unserer Großeltern war es, wie leider so oft, zu spät. Opa Schässburger habe ich gar nicht erst kennengelernt und Oma Hartmann ist ebenfalls früh



Unser Haus bei einem Besuch 2016

verstorben. Meine Oma Schässburger hatte

glücklicherweise am Ende ihres Lebens noch ein kleines Buch mit ihren Memoiren verfasst. Von meinem Opa Hartmann blieben nur die erzählten Erinnerungen. Doch für die Geschichte meiner Eltern, für die war noch Zeit!

## **Die Idee**

Ein Radiobeitrag, den ich im Jahr 2019 zufällig während einer Autofahrt hörte, brachte mich damals auf eine Idee. Es ging um eine Frau, die ausgestattet mit einem Aufnahmegerät schwer erkrankte Menschen in Hospizen besuchte, um deren Lebensgeschichte für deren meist noch kleine Kinder aufzunehmen. Diese Idee fand ich grandios. Wie wunderbar, wenn Kinder, die so früh ihre Eltern verloren haben, später sogar noch deren Stimmen hören können, wenn diese quasi für sie persönlich ihre Lebensgeschichte erzählen. Das brachte mich auf die Idee mit dem Hörbuch.

Als große Podcast- und Hörbuchliebhaberin konnte ich mir ein solches Format sehr gut vorstellen. Zögerlich und unsicher, wie diese Idee bei meinen Eltern ankommen würde, machte ich ihnen also folgenden Vorschlag: Ich würde ihnen zu Weihnachten meine Zeit schenken. Wir würden uns regelmäßig treffen und über die Vergangenheit reden. Sie sollten einfach ihre Lebensgeschichte erzählen, was ihnen einfällt, ohne Vorbereitung, ohne Wiederholung – lustiges, trauriges, schwieriges, wichtiges und unwichtiges – eben so, wie sie es auch am Küchentisch machen würden.



Zunächst stieß mein Vorschlag auf vorsichtige Zurückhaltung. Meine Mutter hatte sofort Bedenken, dass sie doch gar nichts zu erzählen hätte. Das würde doch niemanden interessieren und überhaupt, sie höre sich auf Aufnahmen immer schrecklich an. Mein Vater wollte zunächst einfach das Aufnahmegerät behalten und „immer wenn ihm etwas einfällt“ eine kurze Aufnahme machen. Nach einigen Erklärungen und Überzeugungsarbeit meinerseits beschlossen wir, einfach mal mit etwas Allgemeinem anzufangen – „so zum reinkommen“.

### **Das Projekt**

In der ersten „Sitzung“, wie unsere Treffen schon bald heißen würden, ging es also erstmal um die allgemeine Geschichte von Siebenbürgen und dem Banat - noch nichts sehr Persönliches und dennoch sehr persönlich eingefärbt und eben erzählt aus Sicht meiner Eltern. Das Format funktionierte. Auch mein Mann hörte sich die „Folge“ danach an und fand es super. Ab sofort trafen wir uns regelmäßig – leider mit einer großen Corona-bedingten Pause – und hielten uns immer an ein Oberthema, das wir bereits am Termin davor beschlossen. So konnten meine Eltern sich vorher ein paar Gedanken machen, wenn sie wollten, und ich konnte die Erzählungen in geordnete Bahnen leiten, nachfragen und Zusammenhänge klarstellen. Aus der Aussage „Wir haben doch gar nichts zu erzählen“ wurden letztendlich 15 Folgen mit je ca. 2 Stunden Länge. Wir sprachen über die Familien und das Zuhause, die Kindheit, Grundschul- und Lyceumzeit; die Zeit danach, das Militär, die Universität; wie sie sich kennen- und lieben lernten, verlobten und heirateten; wie sie nach Deutschland kamen und wie die Anfangszeit hier war; Besonderheiten der Aussiedler und die Dialekte. Vor Beginn jeder Sitzung sagte meine Mutter „Heute hab‘ ich keine Lust – heute soll Papa reden“, nur um 2 Minuten nach Beginn der Aufzeichnung angeregt mitzuerzählen und meinen Vater zu ergänzen oder zu korrigieren. Mein Vater wiederum, bei dem ich anfangs Bedenken hatte, dass er vielleicht zu ruhig für ein solche Format sein könnte, kam plötzlich mit ganzen Listen auf mich zu, mit dem was ihm noch alles eingefallen ist und was er heute erzählen möchte. Regelmäßig musste ich nicht, wie gedacht meine Mutter, sondern meinen Vater irgendwann bremsen, wenn eine Folge bereits 2 Stunden dauerte.

Je nach Thema war es für meine Eltern mal leichter und mal schwieriger sich an Dinge zu erinnern, aber nach einigen Sitzungen und mit einem oder auch mehreren Gläsern Wein, wurden wir alle immer lockerer und zu echten Profis. Auch für mich war es nicht immer leicht, verschiedene Abschweifungen wieder einzufangen und immer wieder nachzufragen, wenn etwas unklar war und Zusammenhänge fehlten. Aber es hat immer großen Spaß gemacht und mein Mann kann ein Lied davon singen, dass ich jedes Mal Stunden später als geplant nach Hause kam, weil wir uns mal wieder verquatscht hatten und es „diesmal einfach so interessant“ gewesen wäre. Nicht selten hatten unsere aufgenommenen Gespräche noch zu weiteren Diskussionen oder auch Entdeckungen alter Papiere und Fotos geführt. Und die Geschichten – schon

tausendmal gehört – hatten plötzlich einen ganz anderen Rahmen und eine neue Bedeutung erhalten.

Meine Arbeit – auch Teil des Geschenks – ging allerdings erst nach den Sitzungen richtig los und ist leider auch noch nicht abgeschlossen. Wer viel Hörbücher oder Podcasts hört, weiß, dass man manchen Leuten einfach viel leichter zuhören kann als anderen. Um diesen „Hörfluss“ zu ermöglichen, bearbeite ich die Aufnahmen nach. Diese Arbeit besteht hauptsächlich darin, „ähm“ und „öhms“ rauszuschneiden, Denkpausen zu kürzen und angefangene Satzchnipsel zu entfernen. All dies ist natürlich nicht unbedingt nötig, aber macht das Hörerlebnis jeder „Folge“ deutlich angenehmer und damit einen gewaltigen Unterschied.

### **Was bleibt?**

Die Skepsis, insbesondere bei meiner Mutter, wer denn das alles jetzt hören möchte, bleibt. So richtig wusste ich das ja selbst nicht, als ich mit dem Projekt begonnen hatte. Allerdings bin ich der Meinung, dass es sich allein schon dann gelohnt hat, wenn nur mein Bruder und ich und vielleicht unsere Partner ab und zu mal Reinhören – ein super Zeitvertreib bei einer langen Autofahrt. Außerdem bin ich der Meinung, dass auch unsere eigenen Kinder, also ihre Enkelkinder, sicher irgendwann ein Interesse dafür entwickeln werden. Auch ich habe erst mit Ende zwanzig die Memoiren meiner Oma ausgepackt und gelesen.

Für mich selbst war das Projekt ein Riesengewinn. Ich war überrascht darüber, wie viel Neues in den alten Geschichten steckte und ich konnte auch mal Fragen stellen, die ich am Familientisch vielleicht so nicht eingebracht hätte. Das Leben im Sozialismus und die große Sehnsucht nach Deutschland, nach Wohlstand und der Möglichkeit, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Das alles habe ich erst jetzt ansatzweise verstanden. All die Werte, die unsere Eltern uns auf den Weg mitgegeben haben: der Fokus, sein Bestes zu geben und dankbar für das zu sein, was man hat; pragmatisch, aber optimistisch an das Leben ranzugehen; keine Traumschlösser zu bauen, aber seine Ziele zu verfolgen; sich vor Arbeit nicht zu drücken, aber das Leben zu genießen - all das erhält vor dem Hintergrund ihrer Lebensgeschichte, dem Leben im Sozialismus und dem Aufbau eines ganz neuen Lebens in Deutschland, auch für mich eine tiefere Bedeutung.

Letztendlich ist daher die Frage, wer das irgendwann mal hört, für mich selbst fast nur noch Nebensache. Ja, ich finde es toll, dass ich die Aufnahmen später anhören und meinen Kindern vorspielen kann. Wen aber das Aufnehmen und Nachbearbeiten abschreckt, dem rate ich folgendes: das Wichtigste an diesem Projekt war es, sich aktiv die Zeit zu nehmen, um über die Familiengeschichte zu sprechen, um Fragen zu stellen und in Erinnerungen zu schwelgen, um ganz vergessene und verdrängte Erlebnisse wieder hervorzukramen und in alten Schränken nach Dokumenten und Briefen zu suchen. Sich diese Zeit zu nehmen lohnt sich – und wenn man dabei das alljährliche Problem mit dem Weihnachtsgeschenk für die Eltern lösen kann, ist das doch umso besser.

(G.S. Redaktion) Dieses Faltblatt in der Mitte des Heftes war eigentlich für die Einladung zum Engelsbrunner Treffen 2021 reserviert. Die organisatorischen Belange dazu wurden bereits in der Vorstandssitzung besprochen. Franz Schmelovski hatte sich für die Reservierung des Saales am 25.09.21 in Trossingen verpflichtet und schon eine Band ins Auge gefasst. Die aktuellen Pandemie-Restriktionen machen jedoch jede verbindliche Planung zum jetzigen Zeitpunkt unmöglich. Sollte es bis zum Herbst dahingehend Lockerungen geben, dass man ohne Bedenken feiern kann, werden wir versuchen, ein Treffen zu organisieren. Ansonsten werden wir es in das Jahr 2022 verschieben müssen (siehe auch Ansprache von Helga Bernath). Als „Ersatz“ für die Einladung gibt es Fotos von einigen Engelsbrunner Treffen und Kirchweihfesten.



1991



1991



2005



2005



2007



2007



2009



2009



2011



2011



2013 (Engelsbrunn)



2013



2015



2015



2017



2017



2019



2019



200-Jahr Kirchweihfeier



225-Jahr Kirchweihfeier



225-Jahr Kirchweihfeier



225-Jahr Kirchweihfeier

(G.S. Redaktion) Es gibt Geschichten, die schreibt das Leben und die müssen erzählt werden. Als mir Evi diese Geschichte über E-Mail schilderte, war mir klar, dass ich sie in das Engelsbrunner Heft aufnehmen werde. Eva Maurer war meine Lehrerin und ich wusste, dass sie mit ihrem Mann ein Kind adoptiert hatte. Als Kind wusste ich gerade mal, was eine Adoption war. Mehr eigentlich nicht, und ich habe mich damals auch nicht weiter erkundigt, was genau dahintersteckt. Ich erinnere mich aber noch genau dran, wie sie schon als kleines Kind bei Veranstaltungen im Kulturheim eifrig vor der Bühne herumtanzte. Sie war offensichtlich ein glückliches Kind, und so ist auch ihre Erzählung.

## **Gefundene Schwester**

*(Eva-Maria Maurer)*

Meine Eltern haben mich im Kleinkindalter von Monaten aus dem Arader Kinderheim adoptiert, denn meine leibliche Mutter war einen Tag nach meiner Geburt gestorben. Da mein leiblicher Vater offensichtlich mit der ganzen Situation heillos überfordert war, hat er beschlossen, mich auch aufgrund der Tatsache, dass ich außer der Schwester noch zwei Brüder hatte und er arbeiten musste, ins Kinderheim zu geben, bzw. mich zur Adoption frei zu geben...



Meine Eltern und ich

Da meine Schwester zu dem Zeitpunkt bereits verheiratet war und nicht mehr zuhause wohnte (sie hatte bereits ihre eigene kleine Familie mit zwei kleinen Söhnen), hat sie von den traurigen Ereignissen zu spät erfahren, zu spät, um meine Adoption verhindern zu können. Wie ich später erfahren sollte, war sie regelrecht geschockt, als sie kurz nach der Geburt ihres zweiten Sohnes erfuhr, dass unser leiblicher Vater mich hergegeben hatte.

Aber ich war eben weg und wurde direkt nach der Geburt ins Kinderheim gebracht, von wo meine lieben Eltern mich dann adoptiert haben. Und mit diesem Tag, an dem ich zu Maurers ins Haus kam, war ich im Himmel.

Dies können alle Engelsbrunner bestätigen, die meine Familie kannten. Meine Eltern waren für mich die besten Eltern der Welt! Ich hätte mir gar keine besseren vorstellen können. Alles, was

sie nur konnten, haben sie für mich getan, nach meinem Empfinden oftmals fast Übermenschliches. Ich habe mich oft gefragt, woher sie all die Kraft nahmen, die vielen Herausforderungen zu bewältigen, vor die das Leben sie

gestellt hatte, waren sie doch nicht mehr die Jüngsten, als ich zu ihnen kam. Vati war fast 48 und Mutti fast 43.

Ich kann nur vermuten, warum sie nie mit mir über das Thema „Geschwister“ sprachen, mit Gewissheit sagen kann ich es nicht. Meine Vermutung ist, dass sie vielleicht Angst hatten, mich womöglich zu "verlieren", sollte ich irgendwann von der Existenz meiner Geschwister erfahren, eine Befürchtung, die völlig unbegründet war, denn ich hätte es nie übers Herz gebracht, mich von meinen Eltern abzuwenden, waren sie doch so herzensgut zu mir. Aber wie gesagt, es handelt sich hierbei um eine reine Vermutung, bzw. Spekulation. Fragen kann ich sie nun nicht mehr.

Anlässlich des Todes meiner Mutti, war ich nun in der Situation, alle ihre noch lebenden Bekannten und Verwandten zu informieren. Und es waren derer noch etliche. Unter anderem geriet ich an eine gute Bekannte, die mich über Muttis Tod hinweg trösten wollte, indem sie mir wie beiläufig erzählte, dass ich ja noch Geschwister hätte. Mich traf fast der Schlag angesichts dieser Aussage, hatte ich doch in 49 Jahren noch nie davon gehört.

Zunächst dachte ich, dass sie mich veräppeln wolle, was sich aber bald als nicht zutreffend herausstellte. Nach mehrmaligem Nachfragen kristallisierte sich heraus, dass sie mir die Wahrheit gesagt hatte. Auf ihren Rat hin suchte ich in den Unterlagen meiner Mutti nach einem Hinweis über meine biologische Herkunft und wurde in der Tat fündig. Ich fand die Sterbeurkunde meiner leiblichen Mutter, aus der einige sehr gut verwertbare und letztlich auch zielführende Hinweise hervorgingen.

Die Bekannte gab mir zudem noch die Telefonnummer des Vorsitzenden der Landsmannschaft der Neuarader, der mir schließlich sehr schnell weiter helfen konnte. Er begab sich anhand meiner Angaben auf die Suche nach meiner Schwester, denn wie sich herausstellte, waren meine beiden Brüder bereits verstorben. Aber die älteste Schwester musste noch leben, denn er hatte in seinen Unterlagen nichts über ihren Tod vermerkt.

Nach ca. einer Woche, Mutti war noch nicht einmal beerdigt, war er nach etlichen Telefonaten durch ganz Deutschland fündig geworden: er hatte meine Schwester gefunden! Ich konnte es fast nicht glauben.



200-Jahr.Kirchweihfeier



Zuerst hat er sie angerufen, um sich zu vergewissern, ob sie es tatsächlich war. Nachdem sie alle seine Nachfragen positiv beantwortet und bestätigt hatte (wobei sie selbst auch fast zu Tode erschrak, als sie nach fast 50 Jahren von ihrer kleinen Schwester gehört hatte, von der sie nichts wusste, außer, dass es sie gab), gab er mir ihre Telefonnummer weiter mit dem Hinweis, dass sie sich sehr gefreut hätte, von meiner Suche nach ihr zu hören.

Nun war es an mir, mich bei ihr zu melden, aber ich hatte nicht den blassesten Schimmer, wie ich das anstellen sollte und was ich ihr sagen sollte. Das muss man sich mal vorstellen: Da hört man nach fast 50 Jahren, dass man eine Schwester hat, von deren Existenz man nichts geahnt hat. Man weiß einerseits, dass es die eigene Schwester ist, hat aber andererseits keine Ahnung davon, was man sagen soll. Ein ganz komisches Gefühl.

Trotz aller offener Fragen und Unsicherheit überwog meine Neugier und das Interesse an meiner neu gefundenen Schwester alles. Also rief ich sie noch am selben Abend an, um herauszufinden, was da nun auf mich zukommen würde. Beim zweiten Klingeln meldete sie sich schon. Und als ich ihre Stimme hörte, waren alle meine Bedenken und all meine Unsicherheit mit einem Mal wie weggewischt und die Worte kamen mir wie selbstverständlich über die Lippen. Ich schilderte ihr kurz, was mein Anliegen sei und sofort begann sie, bitterlich zu weinen. Das wiederum verunsicherte mich, dachte ich doch, vielleicht doch einen Fehler gemacht zu haben. Doch als sie sich beruhigt hatte, sagte sie auf meine Nachfrage, dass sie darum so sehr geweint hätte, weil ich dieselbe Stimme wie unsere Mutter hätte. Dies wiederum verursachte bei mir eine Gänsehaut. Unglaublich! Aber sie blieb bei ihrer Behauptung.

Jedenfalls schafften wir es, beim ersten Telefonat auf vier Stunden Sprechzeit zu kommen. Ein Wunder, bei fast 50 Jahren, die irgendwie aufgearbeitet werden wollen. Wir erzählten uns alles Mögliche und tauschten uns über alles Mögliche aus. Schließlich hatten wir fast 50 Jahre nachzuholen. Doch schnell merkten wir, dass das unmöglich war. Welch eine Illusion!

Also beschlossen wir, baldmöglichst erneut zu telefonieren, um noch viel mehr übereinander und voneinander zu erfahren.

Zu allem Überfluss lebten, bzw. leben wir mitten in einer Pandemie noch nie gekannten Ausmaßes, die unseren beiderseitigen Wunsch, baldmöglichst auch persönlich zusammen zu kommen und uns kennen zu lernen, noch erschwerte. Aber was war das schon gegen die unfassbare Tatsache, dass ich auf einmal eine Schwester hatte? Nach mehreren mehrstündigen Telefonaten und nachdem Mutti beerdigt worden war, fragte mich meine Schwester Elisabeth, wann und wie wir denn nun endlich zusammenkommen könnten. Ich versprach ihr, sie alsbald zu besuchen, sobald ich etwas zur Ruhe gekommen sei, nach Muttis Beerdigung.

Und so geschah es denn auch, dass ich mich am bevorstehenden Pfingstwochenende mit allerhand unbeschreiblichen Gefühlen für mehrere Tage auf den Weg zu meiner neu gefundenen Schwester machte, die nur ca.

zwei Stunden Fahrzeit von mir weg wohnt. Mein Sohn wünschte mir noch alles Gute und viel Glück für meinen ersten Besuch bei meiner Schwester.

Als ich nach etwa zwei Stunden ankam, kam sie mir schon auf dem Parkplatz freudestrahlend und mit ausgebreiteten Armen entgegen. Es war ein unbeschreiblich schönes Gefühl, kaum in Worte zu fassen, zum ersten Mal in meinem Leben meiner Schwester gegenüber zu stehen. Die Freude war ihr auch unschwer anzusehen, und als wir zu ihr rein gingen, saß schon ein Teil ihrer Familie, also meiner neuen Verwandtschaft, auf dem Balkon und ich denke, alle waren wir gleich aufgereggt und gespannt auf das, was nun kommen würde.

Ich wurde sehr freundlich empfangen und so war das Eis sehr schnell gebrochen. Wir gingen ganz schnell dazu über, uns gegenseitig so viel wie möglich in so kurzer Zeit wie möglich zu erzählen. Mein jüngerer Neffe, der mit seiner Familie da war, hat mich sofort in die Familie aufgenommen und so war es nicht allzu schwer und auch nicht verwunderlich, dass meine innere Anspannung zusehends von mir abfiel und ich mich recht schnell fast wie zuhause fühlte.

Es fand irgendwie zusammen, was durch schicksalsbedingte Entscheidungen, zusammenfinden sollte und sofort drängte sich mir der Satz auf: "Die schönsten Geschichten schreibt doch das Leben".

Ein Verwandter, der auch einer von Muttis Schülern war, hatte zu mir gesagt: "Sie hat dir ein Abenteuer hinterlassen", und wie recht er doch hatte. Das Abenteuer, ein weiteres Abenteuer meines Lebens, konnte beginnen.

Ich blieb fast eine ganze Woche bei Elisabeth, und wir nutzten die Zeit ausgiebig, um so viel wie möglich voneinander zu erfahren, um unsere beiden "Sippen" kennen zu lernen.

So besuchten wir nach und nach erst ihre Kinder, meinen älteren Neffen mit Familie, und anschließend meine Verwandten, die in ihrer Nähe wohnten, meine Patin, zwei meiner Cousinen mit Familie etc.

So allmählich begriff meine Schwester, bestärkt durch die vielen gleichlautenden Aussagen all der vielen Menschen, die meine herzenguten Eltern gekannt hatten, welch großes Los ich dadurch gezogen hatte, indem ich zu ihnen in die Familie gekommen war, von ihnen aufgezogen und zu dem Menschen erzogen wurde, der ich heute bin und dem sie alle Liebe gegeben haben, zu der sie nur fähig waren, die meine Kinder genauso liebten wie mich, alles für sie taten und in deren Erinnerung sie immer die besten Großeltern der Welt sein werden.

Ja, und nach meinem ersten Besuch bei ihr lud ich sie natürlich zu einem Gegenbesuch zu uns nach Hause ein, eine Einladung, der sie sehr gern nachgekommen ist. Nach nur kurzer Zeit fuhr ich sie abholen und sie blieb auch für mehrere Wochen bei uns und fuhr sogar mit uns in Urlaub.

Der Vorschlag, sie dazu einzuladen, stammte von meinem herzenguten Mann, der meinte, dass wir nun, da wir uns nach einem halben Jahrhundert gefunden hatten, keine Zeit mehr verschenken sollten und sie vielmehr

sinnvoll nutzen sollten, um uns noch besser kennen zu lernen. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen.

Es war ein wunderschöner Urlaub, der erste mit meiner Schwester, und hoffentlich nicht der letzte. Unzählige Fotos wurden als Erinnerung gemacht.

Inzwischen haben sich unsere Familien auch kennen gelernt, ihre Kinder und Enkel haben meine Kinder kennen gelernt, und die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen uns werden gepflegt. Es ist schön, ein schönes Abenteuer!!!

Und ich (rechts im Bild) spreche auch im Namen meiner Schwester, wenn ich sage, dass wir dem Schicksal dankbar sind für das, was es für uns beide noch bereitgehalten hat bzw. hält. Auch wenn wir uns so spät erst gefunden haben, so ist es dennoch nicht zu spät...



Und sobald diese unsägliche Pandemie vorbei ist, die die Menschheit zurzeit heimsucht und sie vor so große Herausforderungen stellt, werden wir gemeinsam eine weitere Reise antreten: eine Reise ins Heilige Land. Das ist beschlossen! Denn ich bin fest davon überzeugt, dass meine Eltern, die mir im Leben so viel ermöglicht haben, auch in diesem Abenteuer ihre Rolle haben. Und dafür, aber nicht nur dafür, möchte ich Dank sagen.

Mögen mein Vati und meine Mutti, denen ich mehr verdanke als ich selbst manchmal fassen und begreifen kann, ruhen in Gottes ewigem Frieden.



## Nachruf Eva Maurer

(Eva-Maria Maurer)



Als junge Lehrerin

Meine Mutti, Eva Maurer, geb. Konrad, wurde am 28.05.1928 in Neupanat als zweitältestes Kind ihrer Eltern geboren. Das erste Kind war im Kleinkindalter gestorben.

Mit 13 Jahren wusste sie schon, dass sie Lehrerin werden wollte und da sie sehr gute schulische Leistungen vorzuweisen hatte, kam sie in den Genuss eines Stipendiums, das ihr die schulische Laufbahn um einiges erleichtern sollte. So verließ sie ihr Elternhaus im Alter von gerade mal 13 Jahren, um nach Temeswar zu den Notre Dame Schwestern zu gehen und sich ausbilden zu lassen. Nur in den Ferien kam sie nach Hause zu den Eltern und Geschwistern.

Im Jahr 1951 kam sie sodann als junge Lehrerin zurück in ihre Heimatgemeinde, wo sie nur kurze Zeit unterrichtete, denn schon

bald wurde in Engelsbrunn Verstärkung im Lehrerkollegium gebraucht, und Mutti war diejenige, die sich dafür sehr gut eignete, wie man mir später erzählte. Ihr langjähriger Freund und Kollege, Pankratz Beller, hatte sie dafür ins Auge gefasst und sein Vorhaben auch in die Tat umgesetzt.

Als sie nach Engelsbrunn kam, war sie natürlich fremd, kannte dort keine Menschenseele. Dennoch gab es freundliche Menschen, die sich ihrer annahmen und sie unter ihre Fittiche nahmen, ihr mit Rat und Tat zur Seite standen, ihr die Leute im Dorf vorstellten und sie mit ihnen vertraut machten. Einer von ihnen war Schneider Vetter Sepp, von dem sie mir bis ins hohe Alter erzählte, und immer, wenn sie erzählte, kamen in ihr nur positive und angenehme Erinnerungen hoch. Ich amüsierte mich köstlich mit ihren wahren Geschichten...

Aber nicht nur Vetter Sepp, auch andere Leute waren Mutti mit der Zeit menschlich zugetan. Der wichtigste von ihnen für sie, und später auch für mich, war mein Vati, Maurer Joschi. Da er im Internat arbeitete, das der Schule angegliedert war, lief ihm Mutti natürlich täglich über den Weg. Und dass Mutti eine sehr hübsche Frau war, blieb auch ihm natürlich nicht verborgen. Im Jahr 1954 heiratete er Mutti. Da ihre Ehe lange kinderlos blieb, sie aber beide sehr kinderlieb waren, entschlossen sie sich, ein fremdes Kind anzunehmen wie ein eigenes. Dieses Kind war ich.

Im Jahr 1972 kam ich, nachdem meine leibliche Mutter bei meiner Geburt gestorben war, aus dem Arader Kinderheim nach Engelsbrunn zu meinen lieben Eltern. Ich siedelte sozusagen ins Paradies über.

Es ging mir fortan sehr, sehr gut, hatte ich doch das große Glück, eine Lehrerin als Mutter zu bekommen, die mir so viel an Förderung in jeglicher Hinsicht zukommen ließ, dass ich es kaum in Worte fassen kann, was dies für meinen weiteren Lebensweg bedeutet hat und dass ich mir nicht ausmalen möchte, wie es anders hätte sein können. Das Schicksal hatte es so gut mit mir gemeint, dass ich zu behaupten wage, dass nicht sehr viele Adoptivkinder in diese Gunst kommen. Auch mein Vati war für mich der beste Vater der Welt. Und gemeinsam setzten er und Mutti alles daran, dass es mir gut ging, dass es mir an nichts mangelte.



Glückliche Kindheit. Im Hintergrund meine Oma mütterlicherseits

Als sich immer mehr abzeichnete, dass es besser sein würde, die alte Heimat zu verlassen und in die Bundesrepublik überzusiedeln, setzten meine Eltern diesen Plan 1984 in die Tat um. Hier in Aschaffenburg angekommen, begann für uns alle ein neues Leben, für Mutti allerdings im Besonderen, denn sie hatte noch einen Teil ihrer Berufstätigkeit zu absolvieren, während Vati schon Rentner war. Da sie sich hier eine neue Existenz aufbauen wollten und mussten, hieß es anpacken und Ärmel hochkrepeln. Mutti war sich für keine Arbeit zu schade, und sie nahm, wie Vati, jede Tätigkeit an, um Geld zu verdienen, um unsere Familie leichter über Wasser zu halten. Nach gut drei Monaten bekam sie dann eine Lehrerstelle in einer Hauptschule nahe Aschaffenburg.

Ihr Herz ging auf, konnte sie doch endlich wieder ihrer Berufung nachgehen, denn ihr Beruf war auch Berufung für sie, was sie so überzeugend ihren Schülern vorlebte, dass der eine oder andere ihrem Beispiel folgte, so der Enkel des Schneider Vetter Sepp, Niko.

Heute noch, kurz vor dem eigenen Ruhestand, sagt er immer wieder, dass Mutti für ihn ein gutes Vorbild gewesen sei. Auch viele ihrer ehemaligen Schüler, die zum Teil schon betagte Menschen sind, erzählen mir davon, wie nachhaltig Mutti sie fürs Leben geprägt habe. Das erfüllt mich mit Stolz! Nach vielen Jahren harter Arbeit, und nach viel Mühe und Plage, wurde ihr und Vati die Gnade zuteil, sich in Deutschland ein neues Zuhause zu schaffen und aufzubauen. Sie waren nicht mehr die Jüngsten, als sie sich dazu entschlossen, noch ein Haus zu kaufen und damit nicht nur für mich, sondern

auch für meine Kinder ein bleibendes Heim zu schaffen. Dafür gebührt ihnen allerhöchster Respekt und Wertschätzung, Dank und Anerkennung.

So gern Mutti auch Lehrerin war, so richtig in ihrem Element war sie erst, als sie Oma wurde. Ihre zwei Enkelkinder waren für sie, wie für

Vati auch, ihr Ein und Alles. Sie gab mit so viel

Freude und Enthusiasmus ihr reiches Wissen an meine Kinder weiter, sie hatte Spaß daran, ihnen all ihre Fragen zu beantworten, mit denen sie an Oma herantraten. Als sie schon im vorgerückten Alter war, und nachdem mein Vati 2014 nach über 60 gemeinsamen Ehejahren verstorben war, hatte die Zeit auch bei Mutti Spuren hinterlassen, leider. Immer mehr körperliche Beschwerden machten ihr zu schaffen, aber ihr geistiger Zustand war Gott sei



Goldene Hochzeit



Diamantene Hochzeit

Dank noch in guter Verfassung. Sie war bis ins hohe Alter von fast 92 Jahren, bis zu ihrem Tod, sehr rege und nahm noch an allem Teil.

Einen großen Beitrag dazu haben auch ihre beiden Enkel geleistet, die ihr immer die Freude machten und sie an ihrem schulischen

Fortkommen und ihrem Alltag teilhaben ließen, ein Lebenselixier für Mutti. Das hielt sie fit.

Doch nichts währt ewig, und so erlitt sie etwa ein halbes Jahr vor ihrem Tod einen Schlaganfall, der ihr leider ein ganz großes Stück ihrer Kraft raubte, sie in den Rollstuhl zwang, was ihr sehr schwerfiel, wen wundert's. Es war mir leider nicht möglich, sie bis zu ihrem Tod zuhause zu versorgen, obwohl ich es sehr gern getan hätte, war sie doch durch die Krankheit stark beeinträchtigt,

was dies unmöglich machte. Selbst in dieser Situation dachte sie immer noch zuerst an mich und daher machte es ihr umso mehr zu schaffen, dass sie, aus ihrer Sicht, für mich eine "Last" war, was ich ihr immer wieder erfolglos auszureden versuchte.

Im Mai des Jahres 2020, das die ganze Menschheit mit einer unsäglichen Pandemie heimsuchte, wurde Mutti kurz vor ihrem 92. Geburtstag von unserem Schöpfer nach Hause gerufen. Sie war immer eine sehr gläubige Frau, hat ihren christlichen Glauben sogar gegen den Widerstand des Kommunismus gelebt und sich nicht brechen lassen. Sie hat auch mir diesen christlichen Glauben vermittelt, und so bin ich fest davon überzeugt, dass sie und mein Vati nun wieder "oben " vereint sind...

Ich möchte auch auf diesem Wege noch einmal mit dem Blick nach oben gerichtet DANKESCHÖN und VERGELT'S GOTT sagen den beiden Menschen, für die ich das größte Glück in ihrem Leben war, was ich immer spüren durfte. Mir wiederum war es eine Ehre, mich im Alter um sie kümmern zu dürfen.

Mögen sie ruhen in Frieden und das ewige Licht leuchte ihnen.



Klassenfoto (Jg. 57): Eva Maurer inmitten von Kindern, für deren Ausbildung und Weiterkommen sie sich zeitlebens engagierte und verantwortlich fühlte

(G.S. Redaktion) Was wäre Engelsbrunn ohne die nahe gelegene Stadt Arad? Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Nähe zur Stadt ein großer Standortvorteil ist. Engelsbrunn gehört, wie man hierzulande zu sagen pflegt, zum Speckgürtel der benachbarten Stadt. Arbeitsplätze, Kulturstätten, Kinos, Einkaufsmöglichkeiten, von alledem konnten und können die Engelsbrunner profitieren. Deswegen nehmen wir einen Berichtsteil über Arad, erstellt von Horst Kaiser (1954-2018), im Engelsbrunner Heft auf. Aufgrund der Länge des Berichtes können wir ihn nicht in einem Heft vollständig bringen, sondern verteilen ihn über mehrere Ausgaben. Die Veröffentlichung geschieht mit Erlaubnis von Johanna Kaiser. (Vermittlung durch Erwin Kilzheimer, Verfasser des Glogowatzer Jahresheftes)

## **Geschichte der Stadt Arad (Teil 1)**

*(Horst Kaiser)*

Arad liegt in der gleichnamigen Ebene an der Marosch etwa 100 km östlich von der Mündung der Marosch in die Theiß. Das kontinentale Klima, die reiche Flora und Fauna bilden optimale Bedingungen für menschliche Ansiedlungen.

Arad befindet sich nördlich vom Banat und zählte daher verwaltungsmäßig und geographisch nicht mehr zum Banat, war aber trotzdem historisch eng mit dem Banat verbunden. In der Zeit bis zum Frieden von Trianon (1920) war die Stadt vor allem Teil Siebenbürgens.

### **Geschichtliche Entwicklung bis zum 11. Jahrhundert**

Spuren des menschlichen Daseins auf diesem Gebiet können bis zu 40.000 Jahre zurückdatiert werden. Diese Spuren könnten einer Horde von „Homo Sapiens“ auf ihren Jagdexpeditionen aus der Gegend des Zärand Gebirges (grenzt an die Arader Ebene) zugeschrieben werden. Durch Ausgrabungen (archäologischen Funden) konnte die erste stabile Siedlung (auf dem rechten Ufer der Marosch) gegen Ende des V. Jahrtausends vor Christus nachgewiesen werden. Es waren Ackerbauer und Tierzüchter, die dort sesshaft waren. Im nächsten Jahrtausend wurde auch das linke Flussufer der Marosch besiedelt. All diese Besiedlungen können der alten vorindoeuropäischen Zivilisation zugeordnet werden. Die Besiedlung ging weiter, so dass in der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends vor Christus sowohl die Flussufer als auch die Insel der Marosch bewohnt waren. Die ansässigen Gemeinschaften waren recht wohlhabend und konnten der indoeuropäischen Zivilisation der Bronzezeit zugeordnet werden. Diese Zivilisation erreichte ihren Höhepunkt um das Jahr 1000 vor Christus. Archäologische Spuren im Stadtzentrum von Arad belegen, dass kriegerische Ereignisse diesen Siedlungen ein Ende gesetzt haben.

Nach Greffner<sup>2</sup> haben die Daker in der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends vor Christus an beiden Flussufern neue Siedlungen gegründet. Diese Bevölkerungsgruppe der Geto-Daker gehörte zum großen Stamm der Thraker, die damals einen großen Teil der Balkanhalbinsel bevölkerte. Die Daker, wie auch andere Völker in dieser Zeit, erlernten die Bearbeitung des Eisens. Dieses neue Metall revolutionierte die Landwirtschaft und das



Handwerk. Im 6. Jahrhundert vor Christus bevölkerte neben den Dakern eine relativ kleine skytische Gemeinschaft (Skythen - Reiternomaden die im 8./7. Jahrhundert vor Christus Südrussland und die Ukraine besiedelten) die Arader Gegend. Diese Gemeinschaft wurde nach und nach von den Dakern assimiliert.

Immer wieder zogen Wandervölker durch dieses Gebiet, die zum Teil sesshaft wurden oder auch weiter zogen, die aber alle die Arader Gegend verwüsteten. Ende des 4. Jahrhunderts vor Christus schlugen Kelten beidseitig der Marosch Wurzeln und wurden ebenfalls von den Dakern assimiliert.

Um das Jahr 100 vor Christus<sup>2</sup> haben sich dakische Stämme zusammengeschlossen und bildeten auf dem Gebiet des heutigen Rumäniens einen einheitlichen Staat unter König Burebista. Für das römische Reich war der dakische Staat eine ständige Bedrohung. Militärische Zwischenfälle an der Grenze waren an der Tagesordnung.

Nach dem Tode Burebistas<sup>3</sup> zerfiel das Dakerreich. Dem Zerfall Daziens setzte Dezebal, neuer König der Daker, ein Ende. Er ließ im Außenbereich der Karpaten ein Burgensystem errichten und baute um die Hauptstadt Sarmiszegetusa ältere Burgen aus, die bis an den Unterlauf der Marosch, bis nach Ziridava (Ziridava = Bezeichnung für Arad in jener Zeit) reichten. Diese Burgen sollten den Römern trotzen. Immer wieder kam es zu Übergriffen seitens der Daker. Rom ließ sich das nicht bieten und rüstete gegen Dazien. So kam es zu zwei Feldzügen. Erstmal im Jahr 101 nach Christus besiegte der römische Kaiser Trajan bei Tapae (Banat) die Daker. Nachdem die Römer bei Drobeta Turnu-Severin<sup>3</sup> eine Brücke über die Donau gebaut hatten, kam es 105/106 nach Christus zu einer zweiten Schlacht, in der die Römer Dazien besiegten und eroberten. Die Hauptstadt Sarmiszegetusa fiel in die Hände der Römer unter Kaiser Trajan.

Die Herrschaft der Römer führte zu einem gewissen wirtschaftlichen Aufschwung. Der Bergbau wurde aktiviert und einige Städte erfuhren eine Blütezeit. Die römische Wirtschaftsweise verbreitete sich, die lateinische Sprache fand Einzug in die Verwaltung und den Bürgern der Städte wurde das römische Bürgerrecht verliehen. Auf dem Gebiet des heutigen Neuarad baute die römische Armee ein Schloss, in welchem Einheiten der „Legio III Flavia Felix“ untergebracht waren.

Immer wieder durchzogen Wandervölker das Arader Gebiet<sup>1</sup>. Kaiser Hadrian (117-138 nach Christus) zog die Grenze der römischen Provinz weiter nach Osten zurück und überließ die Arader Gegend den freien Dakern und Sarmaten (Wandervolk aus dem heutigen Iran). Die römische Armee aber überwachte weiterhin die Militär- und Handelswege entlang der Marosch.

Zwischen dem 2. und 4. Jahrhundert nach Christus existierten auf dem heutigen Arader Stadtgebiet mehrere dakische und sarmatische Siedlungen, die enge Handelsbeziehungen mit den Römern unterhielten. In dieser Zeit bedrängten weitere Wandervölker diese Gegend<sup>2</sup>. So kamen die asiatischen

Stämme der Sarmaten, der Jazygen, der Alanen und der Roxolanen und bedrohten die römische Provinz Dazien.

Den Feldherren des römischen Kaisers Marc Aurel gelang es die Karpatenpässe gegen den Ansturm der Wandervölker abzusichern. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts kamen Westgoten in die Gegend der unteren Donau. Sie kamen von ihrem Wohnsitz im südlichen Russland (Ukraine). Das war der entscheidende Wendepunkt der Besetzung Daziens durch die Römer. Aus strategischen Gründen entschied Kaiser Aurelian im Jahr 271 Dazien zu verlassen, um seine Grenzen gegen die Wandervölker besser abzusichern und die Donaulinie zu halten. Zwischen 271-274 verließen die Römer Dazien<sup>3</sup>.

Die Ansiedlung der Westgoten auf dem Gebiet des heutigen Rumänien erfolgte Ende des 3. und im 4. Jahrhundert, als sie unter Athanarich einen mächtigen Staatenverband bildeten<sup>3</sup>.

Gegen Ende des 4. Jahrhunderts erschienen die Hunnen, aus Asien kommend, im östlichen Europa. Im Jahr 375 überschritten sie den Don und besiegten zunächst mit den sarmatischen Alanen den von Ermanarich geführten Verband der Ostgoten, die die Gegend zwischen Don und Dnjestr besiedelten.

Westlich von Dnjestr stießen sie auf die Westgoten unter Athanarich, der 376 vor einer entscheidenden Schlacht nach Konstantinopel flüchtete<sup>3</sup>. Nach dem Tode Attilas (König der Hunnen) und der verlorenen Schlacht in den katalanischen Gefilden (Frankreich) im Jahr 451, zerfiel das Hunnenreich. Danach kamen die germanischen Gepiden, die wieder von den Awaren und anderen slawischen Siedlungstruppen vertrieben wurden<sup>2</sup>.

Aus dem 6. Jahrhundert datieren Spuren von slawischen Siedlern an der unteren Marosch. Die Assimilierung der slawischen Bevölkerung war der letzte Abschnitt der rumänischen Ethnogenese<sup>1</sup>.

In der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends befanden sich Siedlungen vor allem auf dem Nordufer der Marosch. In der Gegend von Glogowatz wurden diese archäologisch erforscht<sup>1</sup>.

Im 10. Jahrhundert begannen die Magyaren aus Pannonien Richtung Osten zu expandieren. Diese Expansion erfolgte entlang der Marosch<sup>2</sup>. Die Magyaren waren ein Wandervolk, wie die Hunnen, das sich in der Pannonischen Tiefebene niedergelassen hatte. Unter Führung des Heerführers Almos und seines Sohnes Arpad verunsicherten und plünderten sie die Nachbarländer, bis sie von Otto dem Großen (912 - 973) im Jahr 955 am Lechfeld (südlich von Augsburg) geschlagen wurden. Danach wurden sie nach und nach sesshaft und nahmen unter ihrem Fürst Geysa das Christentum an. Der Sohn Geysas, Vajk wurde christlich auf den Namen Stefan getauft und wurde so der erste christliche König der Magyaren. Schwierigkeiten hatte Stefan bei der Eroberung des Banats mit dem damaligen Fürsten Achtum, der das heutige Banat regierte. Nach der Schlacht im Jahr 1030 auf dem Gebiet zwischen Großsanktnikolaus und Triebswetter, die Stefan für sich entschied, wurde die Bevölkerung christianisiert.

Die rumänische Bevölkerung baute in der Arader Gegend, bei Glogowatz, eine Erdfestung um sich vor der ungarischen Gefahr zu schützen. Das war die Zeit, als der Woiwode Glad (Herzogtum von Glad, erstreckte sich von der Marosch bis Orschowa) über dieses Gebiet herrschte. Die Erdfestung wurde von den magyarischen Rittern zerstört und danach von Achum wieder aufgebaut. Im Jahr 1028 wurde diese Erdfestung von den ungarischen Rittern endgültig zerstört.

### **Das mittelalterliche Arad**

Archäologische Funde weisen nach dem Jahr 1000 auf die Existenz mehrerer Siedlungen auf dem Stadtgebiet hin. In der Zeit von 1080-1090 konnte der erste dokumentarische Beleg von Orod datiert werden. Orod war damals ein Kirchen-Komitatszentrum, von dem heute nur die Ruinen der monumentalen Kathedrale erhalten blieben. Diese weisen auf das Zentrum des Veterum (alten) Orod hin. In den Dokumenten des 15. Jahrhunderts erscheint Orod/Arad als *civitas* (befestigte Ortschaft) oder *oppidum* (lat. Befestigung, Schanzanlage). Die Historiker sind sich auch heute noch nicht einig, ob das alte Orod auf dem Gebiet von Glogowatz lag oder ob Orod sich auf dem heutigen Stadtgebiet von Arad befand<sup>4</sup>. Eine neue große Gefahr für Mitteleuropa stellte in dieser Zeit die Invasion mongolischer Reiterhorden unter Führung von Dschingis-Khan dar. In Europa waren sie unter der Bezeichnung „Tataren“ bekannt. Eine Kolonne Tataren unter der Führung von Batu-Khan überquerte im Jahr 1241 die Karpatenpässe und kam in die ungarische Tiefebene. Sie verwüsteten ganze Landesteile und plünderten Städte und Siedlungen. Dabei verschleppten sie große Teile der Bevölkerung. Der ungarische König Béla widersetzte sich dieser Mongolen-Invasion und wurde im Jahr 1241 am Fluss Sajó (230 km langer Fluss in der mittleren Slowakei und im nordöstlichen Teil von Ungarn) von den Truppen des Batu-Khan besiegt. Überraschend zogen sich diese Horden nach einem Jahr wieder zurück und verließen das Gebiet<sup>2</sup>.

Einen gewissen Aufschwung erlebte das Land nach dem 14. Jahrhundert, nachdem die Arpaden-Dynastie erlosch und die Anjou Dynastie an die Macht kam. Im Jahr 1301 kam Karl Robert von Anjou an die Regierung. In dieser Zeit wurden städtebauliche Arbeiten französischer und italienischer Prägung durchgeführt. Auch in der Politik, im wirtschaftlichen und kulturellen Leben machte sich eine westliche Mentalität bemerkbar. In der Zeit von Karl Robert von Anjou war Temeswar (Timișoara) zeitweise Hauptstadt von Ungarn. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kündigte sich eine neue Gefahr für Mitteleuropa an: Die Türken (Osmanen) drangen über den Balkan in das Gebiet ein.

So wurden im Jahr 1389 auf dem Amselfeld (Kosova Polje – unweit von Priština, im heutigen Kosovo) die Serben von den Türken geschlagen. Im Jahr 1396 wurde bei Nicopole (Stadt an der unteren Donau in Nordbulgarien) eine anti-osmanische Koalition, an der sich Ungarn, die Walachei, Ritter aus Frankreich und Deutschland beteiligt hatten, besiegt.

Danach wurden immer wieder Kämpfe gegen die Osmanen ausgetragen. Im Jahr 1456 gelang es Johann von Hunyadi (1407 – 1456), mit einem riesigen Aufgebot, die Osmanen zu besiegen. Sein Nachfolger, sein Sohn Mathias Corvinus (1458-1490), führte den Kampf gegen die Türken erfolgreich weiter und das Banat, vor allem Temeswar, erlebte eine Blütezeit.

Im Jahr 1514 brach in Ungarn und Siebenbürgen eine der größten Bauernaufstände Europas aus. Der Aufstand wurde von Georg Dosza angeführt. Er war ein Kleinadliger, der einen Kreuzzug gegen die Osmanen geführt hatte. Die leibeigenen Bauern kämpften im Kreuzzug, weil man ihnen die Befreiung aus der Leibeigenschaft versprochen hatte. Dieses Versprechen wurde nicht eingehalten und deshalb wendeten sich die Bauern gegen die Adligen. Unter Dosza drangen die Bauern bis ins Maroschtal vor. Sie stürmten die Burgen Schoimosch, Lippa und Hellburg/Siria. Schließlich wurde der Aufstand blutig bei Neupetsch (Banat) niedergeschlagen und Dosza wurde in Temeswar gefoltert und getötet. Ein weiterer Aufstand brach im Jahr 1526 aus, der ebenfalls blutig unterdrückt wurde. Durch diese Aufstände wurde die Widerstandskraft des ungarischen Staates geschwächt. Dadurch konnten die Osmanen im Jahr 1521 Belgrad besiegen und im Jahr 1526, in der Schlacht von Mohács, das Königreich Ungarn. Nach der katastrophalen Niederlage von Mohács wurde Ioan Zapolya König von Ungarn (1487-1540).

Im Jahr 1541 wurde Buda von den Türken gestürmt und Siebenbürgen, zu dem auch Arad gehörte, wurde selbstständiges Fürstentum unter türkischem Protektorat. Es kam noch schlimmer. Im Jahr 1552 eroberte das Osmanische Heer die Stadt Arad und richtete große Zerstörungen an. Von 1553 bis 1555 errichteten die Osmanen eine rechteckige Festung aus Backstein am nördlichen Maroschufer, in der Nähe der Trajan-Brücke<sup>4</sup>. Die Festung hatte zwei Tore, ein nördliches Tor (Ineu Tor) und ein Tor nach Süden (Temeschburger Tor). An diesen Toren wurde von allen Durchreisenden Zoll kassiert. Zwischen 1567-1579 wurden auf Befehl des Sultans Konskriptionen (Volkszählungen) ausgeführt. Diese verzeichneten für Arad und der näheren Umgebung 297 Familien, die vor allem in der Landwirtschaft tätig waren.

Im Jahr 1595 gelang es den siebenbürgischen Truppen, Arad von den Türken zurück zu erobern und dem Fürstentum Siebenbürgen einzuverleiben. Im Jahr 1599 nach der Schlacht von Schellenberg (28 Oktober, zwischen Hermannstadt und Şelimbăr) geriet Arad bis 1601 unter die Herrschaft Michaels dem Tapferen. Nach 1601 gab der Fürst Gabriel (Gábor) Bethlen (1580-1629) Arad wieder an das osmanische Reich zurück und behielt dafür die Burg von Ineu. Diese Festung war immer wieder der Grund von osmanischen Angriffen. So schlug der Fürst von Siebenbürgen Georg Rákoczy II. im Jahr 1658 die Osmanen bei Paulisch. Trotzdem wurde die Festung Ineu am 3. September 1658 von den Osmanen eingenommen.

Den entscheidenden Sieg gegen die Osmanen errangen deutsche, polnische und habsburgische Truppen am 12. September 1683 bei der Belagerung Wiens. Danach begann eine habsburgische Offensive Richtung Osten, bei der auch Arad 1687 zurückerobert wurde. Einen wesentlichen

Beitrag zu diesen Siegen hatte Prinz Eugen von Savoyen (1663-1736), einer der bedeutendsten Heerführer seiner Zeit.

Der Frieden von Karlowitz 1699 setzte die Marosch als Grenze fest. Ganz Ungarn und Siebenbürgen fielen an Österreich, während das Banat Teil des osmanischen Reiches blieb. Die Kämpfe gingen aber weiter, so dass am 18. Oktober 1716 Temeswar, nach 164 Jahren, von der osmanischen Herrschaft befreit wurde. Der Held dieses Befreiungsschlags war Prinz Eugen. In Folge dieser Siege wurde auch das gesamte Banat durch den Frieden von Passarowitz 1718 von den Türken befreit und Teil des Habsburger Reichs.

Bereits 1689 arbeitete Prinz Eugen die Pläne zum Wiederaufbau der Arader Festung aus. Die Bauarbeiten wurden von Johann Georg Harruckern geleitet. Die Pläne konnten nach 1718 umgesetzt werden. Um die wirtschaftliche Entwicklung wieder anzukurbeln wurden z.B. in Neuarad Kolonisten aus Franken angesiedelt. Andere Stadtteile (Siedlungen) von Arad waren mit Rumänen, Ungarn und Serben besiedelt. Im Jahr 1720 waren in Arad 441 Familien ansässig.

Verwaltungstechnisch waren die Komitate Arad und Zărand in dieser Zeit an Ungarn angeschlossen. Im Jahr 1732 wurde nahezu das gesamte Komitat Arad dem Grafen Ronaldo di Modena geschenkt. Die Schenkung wurde aber 1740 wieder rückgängig gemacht.

Die Siedlungsgeschichte des Banats im 18. Jahrhundert wirkte sich sowohl auf die Entwicklung der Stadt Arad als auch auf die Entwicklung der Ortschaften rund um Arad aus.

Die Ansiedlung der deutschen Bevölkerung wird in drei Abschnitte eingeteilt.

Der erste Abschnitt der Besiedlung wird als Karolinische Kolonisation unter Kaiser Karl VI. (regierte 1711-1740) bezeichnet. Diese Besiedlung wurde unter der Obhut von Graf Claudius Florimund von Mercy durchgeführt. Sie beginnt mit dem Frieden von Passarowitz 1718 und endet mit dem Russisch-Österreichischen Türkenkrieg 1736-1739.

Der zweite Abschnitt der Kolonisation wird als Theresianische Siedlungsperiode bezeichnet und beginnt mit der Regierungszeit der österreichischen Regentin Maria Theresia (1717-1780) im Jahre 1740. Diese zweite Periode endete 1778 mit der Eingliederung des Banats in das Königreich Ungarn.

Die dritte und letzte Ansiedlungsperiode wird als Josephinische Siedlungsperiode bezeichnet und umfasst den Zeitabschnitt 1782-1787. Das war die Zeit von Kaiser Joseph II. (1741 – 1790), Sohn von Maria Theresia.

In der theresianischen Zeit erfuhr die Stadt Arad eine intensive Entwicklung. Die Bevölkerung wuchs auf 1321 Familien. Die Zahl der Handwerker stieg von 90 im Jahr 1746 auf 299 im Jahr 1774. Diese schlossen sich in Zünften zusammen und erhielten behördliche Privilegien. Die erste offizielle Zunft wurde im Jahr 1702 von den Kürschnern gegründet. Bis 1845 hatte die Stadt 44 Zünfte mit 65 Handwerksbetrieben. Im 18. Jahrhundert herrschte aber immer noch die Landwirtschaft vor. In dieser Zeit wurde am

Südufer der Stadt eine Festung nach den Vorgaben der Festung Theresienstadt gebaut. Der Bau der Festung dauerte 20 Jahre (1763-1783) und wurde von Militäringenieurern unter Leitung von Ferdinand Philipp Harsch entworfen. Der Bau wurde von tausenden Leibeigenen durchgeführt, die hier Frondienst leisteten. Im Zentrum der Festung befand sich eine katholische Kirche. Diese Kirche diente als Vorlage für die Basilika „Ave Maria Radna“<sup>5</sup>. Im Gebäudetrakt neben der Kirche wohnten Franziskaner Mönche. Die Festung war die Stammgarnison des 33. Infanterieregiments. Ebenso befand sich in der Festung bis 1918 eines der größten Militärgefängnisse des Reiches.

Auch die große europäische Revolutionsbewegung von 1848 hielt Einzug in Arad. In dieser Zeit spielte die Festung eine Schlüsselrolle. Sie wurde von Truppen der ungarischen republikanischen Armee belagert. Von der Festung aus wurde die Stadt neun Monate lang bombardiert bis schließlich im Sommer 1849 die Festung von den Belagerern besetzt wurde.

Nach 46 Tagen zog die habsburgische Armee wieder in die Festung ein und verwandelte sie in ein Gefängnis für über 500 Offiziere der ungarischen republikanischen Armee. Der Großteil dieser Offiziere wurde zum Tode verurteilt. Unter den Hingerichteten befanden sich auch 13 Generäle, die am 6. Oktober 1849 gehängt bzw. erschossen wurden. Unter den 13 Generälen waren auch 5 Deutsche, 1 Serbe, 1 Kroat, 5 Ungarn und 1 Armenier<sup>2</sup>. Das Militärgericht in Arad verurteilte 489 Personen zu schwerem Kerker, zu lebenslanger Haft und auch zum Tode. Darunter waren auch Banater Schwaben wie z.B. Josef Beichel, Ludwig Mank, Johann Sauer, Franz Angele, Andreas Fischer u.a. Unter den Verurteilten war auch der rumänische Revolutionsführer Eftimie Murgu<sup>2</sup>. Kaiser Franz Josef der Erste (1830-1916) besuchte 1852 die Festung persönlich und verordnete etliche Begnadigungen und Verlegungen der Todesstrafe. Die Festung diente weiter als Gefängnis für tausende von Kriegsgefangenen. Die letzten Gefangenen waren Soldaten und auch Zivilisten aus Bosnien und Herzegowina aus dem Ersten Weltkrieg 1914-1918. Im November 1918 wurde die Festung von französischen und serbischen Truppen besetzt und danach, im Juli 1919, von der rumänischen Armee übernommen.

1. Die Banater Schwaben, DR. OTTO GREFFNER, Herausgeber MICHAEL SZELLNER, 2015, editia a doua, Tiparnița Verlag Arad
2. Geschichte der Deutschen auf dem Gebiete Rumäniens, redigiert von CARL GÖLLNER  
Verfasser: LUDWIG BINDER, CARL GÖLLNER, ELISABETH GÖLLNER, GUSTAV GÜNDISCH, KONRAD GÜNDISCH, ANAMARIA HALDNER, HORST KLUSCH, MICHAEL KRONER, ERWIN LESSL, THOMAS NÄGLER, PAUL NIEDERMAIER, MAJA PHILIPPI, CLAUD STEPHANI, INGE WITTSTOCK, JOACHIM WITTSTOCK, JOHANN WOLF; Kriterion Verlag Bukarest, 1979
3. ARAD Monografie in imagini, HORIA MEDELEANU (2014), ISBN 978-973-164-162-1, Editura Mirador
4. Aradul și familia Neumann, Blogarădean. Wordpress.com 2013/03/29

***Es folgen in den nächsten Engelsbrunner Heften die Kapitel:  
Stadtentwicklung, Familie Neumann in Arad, Wirtschaftliche Entwicklung zwischen den beiden Weltkriegen, Arad in der Zeit zwischen 1939-1945, Das geistige Leben in Arad, Kunst und Kultur in Arad, Arad in der Nachkriegszeit***

## **Das erste selbstverdiente Geld**

*(Josef Winkert)*

Das Dorf Engelsbrunn liegt sehr gut für Arbeitswillige. Wir hatten die Staatliche Landwirtschaft mit einer riesigen Gärtnerei und die Kollektivgenossenschaft mit einer Großkultur (Mais, Weizen etc.), einer Gärtnerei und einer Hühnerzucht. Beide betrieben sie noch eine Milchwirtschaft. Die Stadt Arad war nicht weit entfernt mit ihren Fabriken. In all dieser „glorreichen“ Zeit gab es für uns Kinder noch eine Zeit, nämlich die schöne Ferienzeit.

In dieser Zeit bewarben wir uns in der Staatlichen Landwirtschaft, um in der Gärtnerei etwas Geld zu verdienen. Ich erinnere mich noch gut daran. Im Alter von 13-14 Jahren haben wir, mein Spielkamerad, Nachbarjunge und Freund Peter und ich, die Elfriede (damals noch Maurer) gefragt, ob wir nicht auch zur Arbeit kommen dürfen. Sie sagte zu. Am nächsten Tag mussten wir beide morgens, jeder mit einer Mistgabel bewaffnet, antraben.

Beim Zauner Toni, runter der Marosch zu, war ein großer Kanal, in den Wasser aus der Marosch gepumpt wurde. Dieses Wasser wurde dann in immer kleinere Kanäle geleitet, bis auf das Feld mit Tomaten, Paprika, Gurken und anderem Gemüse. An besagtem Kanal waren ein großer Misthaufen und große geflochtene Körbe. Den Mist mussten wir in die Körbe füllen und diese in den Kanal reinhängen, damit der Biodünger aus dem Stroh raus gespült wird.

Als die Arbeit, welche einige Tage dauerte, fertig war, wurden wir beide als Pferdeführer eingeteilt. Das war unser Traumjob. Zwischen den Gemüsereihen musste der Boden aufgelockert werden. Das machte man mit einem Ritzelpflug. Wir Pferdeführer führten die Pferde immer schön in der Reihe und mussten darauf achten, dass wir keine blauen oder gebrochene Zehen bekommen. Mittags mussten die Pferde getränkt werden. Jetzt kam unsere lang ersehnte Zeit. Wir durften reiten. Bis ans Wasser und zurück. In einem anderen Jahr war ich zur Bewässerung eingeteilt. Die Staatliche Landwirtschaft bekam eine neue unterirdische Bewässerungsanlage. Mit dieser wurde der Mais bewässert. Dazu brauchte man lange Aluminiumrohre, die man aneinander koppeln konnte. Diese wurden an einen Hydranten angeschlossen, von denen es mehrere auf dem Feld gab. Danach ließ man das Wasser 1-2 Stunden laufen. Die Düsen welche auf Rohren in gewissen Abständen platziert waren, drehten sich immer im Kreise. Wenn alles gut bewässert war, stellte man das Wasser ab und verlegte die Rohre wieder auf eine trockene Stelle.

Wenn ich jetzt so nachdenke: unsere Arbeit hatte immer etwas am und mit Wasser zu tun. Das war auch das Schöne und Herrliche dabei. Doch das schönste war der Zahltag, an dem wir stolz und voller Freude unser erstes selbstverdientes Geld erhielten.

Als wir Kinder etwas älter waren, trafen wir uns wieder in den Sommerferien, um in der Gärtnerei zu arbeiten. Diesmal durften wir den

Tomaten Kunstdünger geben. Dazu bekam jeder einen Eimer und musste an jeden Tomatenstock Kunstdünger hin rieseln lassen. Beim Paprika wiederholte sich die Prozedur. Zu der Zeit wurde aus der Marosch Wasser gezogen. Dafür war eine große, starke Traktorpumpe zuständig. Das Wasser kam in den großen Kanal, welcher ein leichtes Gefälle hatte. Am Ende stand wieder eine Pumpe und diese pumpte das Wasser wieder hoch in einen anderen Kanal. Danach lief das Wasser immer in kleinere Kanäle. Also immer dorthin, wo man es brauchte. Es wurde reguliert mit Schubern aus Holzbrettern.

Es kam die Zeit, wo die Tomaten zu reifen begannen. Die Mädels, Klassen- oder Schulkameradinnen, halfen den Frauen bei der Ernte. Wenn eine Kiste voll war, trugen wir Jungs sie an den Wegrand, wo sie nachher auf einen Traktoranhänger verladen wurden. Die Tomaten fuhr man in den Hof, wo zuletzt der Fuhrpark von der Staatlichen Landwirtschaft war und wo sich eine Sortiermaschine befand. Meistens arbeiteten dort Frauen. Es gab genügend Abnehmer und Interessenten für die Engelsbrunner Tomaten. Die erste Kategorie waren die gelblichen Tomaten, also am Reifeanfang. Diese waren für den Fruchlexport bestimmt. Die zweite Kategorie waren die schönen und reifen Tomaten. Diese wurden verteilt für den Verkauf. Die dritte Kategorie waren die etwas überreifen Tomaten. Diese kamen in die Konservenfabrik (Refacerea) nach Kleinsanktnikolaus zur weiteren Verarbeitung.

Damit das alles ohne Zwischenfälle ablief, waren die Frauen zuständig. Ich muss noch dazu schreiben, dass die Tomaten von „Fructexport“ in der Bundesrepublik sehr begehrt waren. Auch in der damaligen DDR kamen sie sehr gut an. Einige Mädels von uns legten in so manche Kiste mit Tomaten einen Zettel mit der eigenen Adresse. Daraus entstanden manche Brieffreundschaften.

Bei uns in Ulm gab es mal einen Lebensmittelladen (Depot), da kamen, vor dem Umsturz, ab und zu Tomaten aus der alten Heimat. Um ehrlich zu sein, Geschmack und Aroma waren noch die gleichen und die Tomaten schmeckten wie in meiner Kindheit, eben so richtig nach Tomaten. Die waren auch immer schnell ausverkauft.

Mit 16 und 17 Jahren arbeitete ich in den Sommerferien in der Konservenfabrik. Mein Rekrut Toni nagelte dort Kisten zusammen, auch nur in den Ferien. Ich wollte mehr verdienen und ging zum Transport im Zweischichtbetrieb, je 12 Stunden. Wir beluden Waggons, fuhren in die Dörfer und sammelten Obst und Gemüse ein, das die Dorfbewohner an die Konservenfabrik verkauften.

Wir brachten auch überreife Tomaten von so mancher Kollektivwirtschaft in die Fabrik. Da sah ich was daraus gemacht wurde. So manches Glas (Einweckglas) mit Gemüse (ZACUSCA) habe ich geleert. Ich will nicht behaupten, dass die Produkte nicht genießbar oder unappetitlich waren, aber wie die daheim bei Mutter oder Oma waren sie nicht, denn die wussten wann die richtige Reife da war.



# Bericht aus Engelsbrunn

(Information von der Engelsbrunner Gemeindeverwaltung)

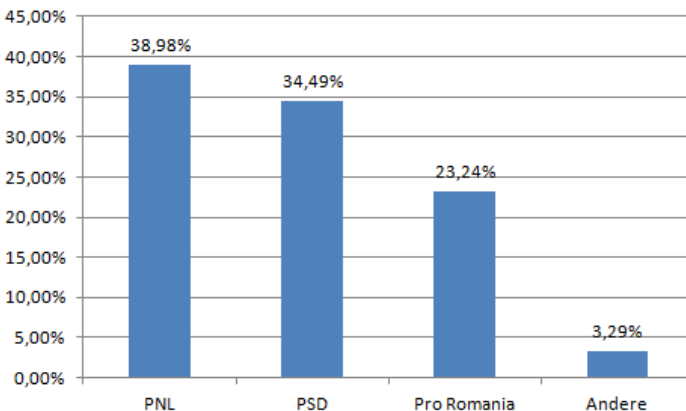
## Ergebnis der Kommunalwahlen

Am 27.02.2020 fanden die Kommunalwahlen in Engelsbrunn statt. Für das Amt des Bürgermeisters gab es fünf Kandidaten. Herr Nicolae Dolha wurde nach Auszählung der Stimmen zum Bürgermeister der Gemeinde Engelsbrunn gewählt, so dass es nach 16 Jahren einen Wechsel gibt.

<u>Name</u>	<u>Partei</u>	<u>Wahlergebnis: Stimmen (%)</u>
Emanuel-Traian Bunta	Pro Romania	388 (23,24%)
Emil-Nicolae Otlacan	PSD	576 (34,49%)
Nicolae Dolha	PNL	651 (38,98%)
Stefan Ardelean	Alianta USR-PLUS	42 ( 2,50%)
Victoria Chindris	Partidul Miscarea Populara	13 ( 0,79%)

## Zusammensetzung des Gemeinderates:

Ardelean-Ioana Alexandra	PNL
Pitigoi Maickel	PNL
Bonda Daniel-Adrian	PNL (Vize-Bürgermeister)
Margea Aurica	PNL
Berende Marius Jacob	PNL
Homorogan Vasile	PNL
Otlacan Emil.Nicolae	PSD
Moti Eleonora-Maria	PSD
Roman Schmidt Petru	PSD
Dudau Bogdan.Marian	PSD
Bunta Emanuel-Traian	Pro-Romania
Iabloncic Ludovic	Pro-Romania
Fofiu Mihai	Pro-Romania



## Impressionen aus Engelsbrunn 2021 (Fotos von Ileana Drăgoi)

Herbstlicher Blick auf den Park im Zentrum



Links u.: Blick auf die Schule (vorne der ältere Teil, dem man das Alter ansieht, weiter hinten der neuere, renovierte Teil).

Rechts u.: Im ehemaligen Kulturheim befindet sich ein Möbelladen. Da soll ein Profi-Supermarkt einziehen (oder ist inzwischen bereits eingezogen).



## Ein Heimatlied

*(Das Lied wurde in Schöndorf bei einem Treffen gesungen,  
Melodie „Leise sinkt der Abend nieder“, eingeschickt von Josef Winkert)*

Oh Banat, du schöne Landschaft,  
sei begrüßet immer fort,  
wo gelebet wir in Freundschaft  
in dem stillen Heimatort.

Guter Vater hoch dort oben,  
freien Willen haben wir.  
Darum lasst uns Menschen loben  
bis wir finden hin zu dir.

Von der Orgel auf dem Chor  
hört man längst kein Orgelklang.  
Doch erklinget noch hervor  
unser (kleiner) Kirchenchor.

Doch es kommen jetzt die Zeiten,  
wo wir zieh`n in fremdes Land.  
Heimweh wird uns stets begleiten,  
alles ist uns unbekannt.

Unsre Kirche bleibt ganz einsam.  
Alle Bänke bleiben leer,  
wo gesessen wir gemeinsam  
seit Jahrhunderten schon her.

Auch den Ahnen gegenüber  
haben wir die Pflicht erfüllt.  
Anstatt Blumen auf den Gräbern  
sind sie in Beton gehüllt.

Oh, Banat berühmtes Land  
warst du einst mal weit und breit.  
Ruhm erzielt durch Schwabenhand  
Oh, Banat was bist du heut`?

Darum beugen wir uns nieder  
Und der Herr im Himmel wacht.  
Mit den trauten Abschiedsliedern  
Sagen wir dir „Gute Nacht“!

## Unser Jahr 2020

(Enni Steingasser)



Ja, das Jahr 2020 hat so begonnen wie jedes andere Jahr, seit mein Vater, Nikolaus Steingasser, im Pflegeheim lebt. Er wurde in seinem schön eingerichteten Zimmer pflegerisch gut versorgt, schaute im Fernseher seine Lieblingssendungen mit Volksmusik und Schlagern, Fußball und Heimatfilmen.

Er nahm gerne an den angebotenen Veranstaltungen teil, war bei den wöchentlichen Gottesdiensten und bei Kaffee-Nachmittagen mit den Heimbewohnern dabei. Auch die Ergotherapie im Hause hat Spaß gemacht und geholfen.

Der Alltag war für mich immer gleich, da ich jeden Tag bei Ihm war und ihn zu Essenszeiten

versorgte. Da ihm das bekannte Essen aus der Heimat lieber war; habe ich das zuhause gekocht und ihm gebracht. Vor allem wenn ich Wurst und Grumbiere, Praumknedl, oder Nudle mit selbstgemachtem „Dunsch“ (Kompott) hatte, war er glücklich und sehr dankbar. Gegessen hat er immer schon gerne. Auch Kuchen und Obst mussten jeden Tag sein.



Wir haben uns öfter mit Freunden und Familie zum Schnitzel und Pommes Frites essen verabredet, das war sein Lieblingsessen.

Wenn das Wetter



schön war, sind wir mit ihm in den nahegelegenen Park oder bis auf das Feld am Stadtrand gegangen. Das hat er geliebt, draußen in der Natur zu sein.

Und dann kam der 12. März 2020, der Tag, an dem ich am Nachmittag vor den verschlossenen Türen stand und nicht mehr ins Heim durfte. Alles war voller Aufkleber: Corona Verordnung, Abstandsregeln, Masken, etc. Ich durfte nicht mal mehr zu Tati Abschied nehmen und ihm diese Situation erklären: dass wir wegen der Ansteckungsgefahr vorerst nicht mehr ins Heim und er auch nicht mehr raus darf. Das war die schwerste Zeit für uns beide. Ich wusste ja nicht, ob wir uns irgendwann mal wiedersehen werden. Da Tati ein Telefon im Zimmer hatte, riefen die Pfleger jeden Tag an. So konnte ich einige Minuten mit Tati sprechen. Wenn er sich einsam fühlte, hat er immer nach mir gerufen, Enni, Enni, ..., das hat man mir später erzählt.



Bei schönem Wetter, und das war zum Glück im Frühling, waren einige Heimbewohner im Garten, und so war für mich der 7. Mai 2020 ein ganz besonderer Tag, als mein Tati durch die Hecke schaute und immer noch so aussah wie bisher. Er freute sich so sehr, hat voller Hoffnung gefragt: „Wann darf ich raus, spazieren fahren?“ Dann sagte er: „Komm an die Tür, ich lass dich rein“. Das war aber nicht möglich.

Erst am 1. Juli hatte die Corona Verordnung uns Angehörigen je einen Besuch pro Tag erlaubt, so habe ich wieder seine Leibspeisen gekocht und ihm nachmittags ab 14 Uhr gebracht. Es war aber nicht mehr so, wie es vor dem 12. März war. Diese Abstands-, Masken- und Hygiene-Regeln, sowie die mehrwöchige Isolation haben uns alle verändert. Mein Vater konnte das gar nicht verstehen, was da passiert. Er hat jeden Tag auf mich gewartet und wollte mich nicht mehr gehen lassen.

Ich verbrachte viel Zeit mit ihm. Er war nicht gerne allein und er freute sich immer, wenn Besuch kam. So sind im Juli Berthold mit seiner Familie gekommen. Er war glücklich die Urenkellinnen Tamea und Taya wiederzusehen. Mein Bruder Toni, einige Verwandte und gute Freunde haben ihn besucht, meist haben wir uns außerhalb des Heims getroffen.

Nach diesen schönen Tagen kam es dann zur Veränderung des Gesundheitszustandes, die Entzündung in den Beinen schritt fort, so musste mein Vater Mitte August und Ende September ins Krankenhaus. Beide Operationen hat er gut überstanden, er hat geduldig alles über sich ergehen

lassen, in der Hoffnung wieder gesund zu werden. Eine positive Einstellung hatte er schon immer. Die Ärzte waren überrascht davon, wie schnell die Wunden verheilten und in welchem gutem gesundheitlichen und seelischen Zustand er mit 98 Jahren noch war, ohne Schmerzen und voller Lebensfreude. Ich als Tochter hatte jeden Tag Zutritt mit der Sonderregelung aus der Corona-Verordnung. So durfte ich meinen Vater im Krankenhaus versorgen.

Die beste Zeit für ihn und mich war nach der zweiten Operation, als er zurück im Heim war. Da konnte er wieder gut essen und trinken. Ich war jeden Tag bei ihm, mit einer Sondergenehmigung. So konnte ich mit ihm viel Zeit verbringen. Mein Vater war dann immer im Zimmer, die Pfleger und Betreuungsassistentinnen haben ihn gut versorgt, Jede Woche kam der katholische Pfarrer Nagler und betete mit ihm. Auch mein Bruder kam zu Besuch und brachte leckere Sachen mit. Tati konnte noch mit den Enkelkindern und Freunden telefonieren.

Er war glücklich und zufrieden, weil er von lieben Menschen umgeben war, so ist er am 1. Dezember ganz friedlich eingeschlafen. Ich bin dankbar für die schöne Zeit, die ich mit ihm verbringen durfte und ich bin zufrieden, wie für ihn das Ende eines erfüllten Lebens kam.

Im engsten Familien- und Freundeskreis wurde mein Vater Nikolaus Steingasser am 8. Dezember 2020 auf seinem letzten Weg begleitet. Dazu erklang sein Lieblingslied „Die Glocken der Heimat“



### **Ruhe in Frieden.**

Ich werde meinen Vater immer in guter Erinnerung behalten. Er war immer dankbar für alles, was ich für ihn gemacht habe, und dankbar dafür, wie ich mich um ihn gekümmert und gesorgt habe und wie ich versucht habe ihm das Beste zu geben: **Liebe und Zeit.**

Man sieht, er war eigentlich nie allein, wann immer es möglich war.



## Rezept: Vogelmilch

(Fam. Schässburger: Zubereitet von Magdalena, verkostet von Günther)

Woher es zur Bezeichnung „Vogelmilch“ kam, konnten wir bisher nicht klären. Vielleicht heißt es so, weil die Schaumknödel, die in der Milch schwimmen, so aussehen wie Eier in einem Vogelneest. Vielleicht gibt es auch einen anderen Grund. Egal, die Vogelmilch ist ein Dessert, welches im Banat häufiger zubereitet wurde, meist für Kinder. Inzwischen ist es wohl ein bisschen in Vergessenheit geraten. Deswegen bringen wir das Rezept in diesem Heft, sowohl für diejenigen, die sich vielleicht noch daran erinnern, als auch für diejenigen, für die es neu ist.



### Zutaten:

- 1 Liter Milch
- 1 Vanilleschote
- 4 Eier
- 1 Päckchen Vanillezucker
- 4 EL Zucker
- 2 EL Speisestärke, oder Vanille Puddingpulver

### Zubereitung:

Das Eiweiß mit Vanillezucker und zwei EL Zucker zu steifem Schnee schlagen. Die Milch mit Vanilleschote in einem größeren offenen Topf zum Kochen bringen.

Mit einem Esslöffel aus dem Schnee kleine Nockerl abstechen und in die kochende Milch geben. Wenn die Nockerl anschwellen und hoch kommen, kurz wenden, herausnehmen und in eine Schüssel legen.

Das Eigelb mit den restlichen zwei Löffel Zucker schaumig rühren. Die Speisestärke hinzufügen, gut verrühren, dann unter ständigem Rühren bei schwacher Hitze der heißen Milch langsam zugießen. Wenn die Masse leicht dicklich wird, vom Herd nehmen und noch etwas längeriterrühren. Die Vogelmilch in Tassen füllen und die Schneenockerl hineinlegen.



Originalrezept

Original recipe

Alternativ zum Originalrezept kann auch Vanille-Puddingpulver statt Speisestärke verwendet werden. Es gibt dem Ganzen eine schöne gelbe Farbe. Wenn man etwas mehr davon zugibt, wird die Masse etwas dicklicher. Ist Geschmackssache. Jeder kann experimentieren, bis es wird, wie gewünscht.



## Recipe: Bird's milk

*(Fam. Schässburger: prepared by Magdalena, tasted by Günther)*

So far we have not been able to clarify where the name “bird’s milk” came from. Maybe it’s called that because the foam dumplings floating in the milk look like eggs in a bird’s nest. Maybe there’s another reason. It doesn’t matter, bird’s milk is a dessert that was prepared often in the Banat, mostly for children. It has probably been forgotten a bit by now. That’s why we publish the recipe in this booklet, both for those who may still remember it and for those who are new to it.

### Ingredients:

- 1 liter of milk
- 1 vanilla pod
- 4 eggs
- 1 packet of vanilla sugar
- 4 tbsp sugar
- 2 tbsp starch or vanilla custard powder



Variante mit Puddingpulver  
Version with custard powder

### Preparation:

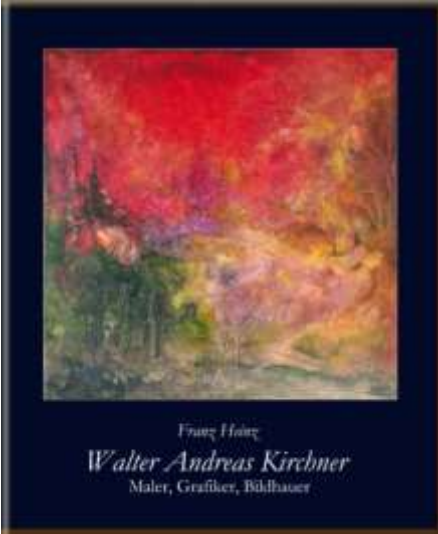
Beat the egg whites with vanilla sugar and two tablespoons of sugar until stiff. Bring the milk and vanilla pod to a boil in a larger open saucepan.

Cut small dumplings from the snow with a tablespoon and add to the boiling milk. When the dumplings puff up and rise, turn them briefly, then remove them and place in a bowl.

Mix the egg yolks with the remaining two spoons of sugar until frothy, add the starch, stir well, then slowly pour over the hot milk at low heat, stirring constantly. When the mixture becomes slightly thick, remove it from the heat and stir a little longer. Pour the bird's milk into cups and place the snow dumplings into them.

As an alternative to the original recipe, vanilla custard powder can also be used. It gives the whole thing a nice yellow colour. If you add a little more of it, the mass becomes a little thicker. It's a matter of taste. You can experiment until it becomes just how you like it.

**Walter Andreas Kirchner, Buch und Ausstellung**  
(Hedi Kirchner)



Das inzwischen von Franz Heinz im Eigenverlag von Hedi Kirchner veröffentlichte Buch über das Wirken von Walter Andreas Kirchner als Maler, Grafiker und Bildhauer kann auch im Internet unter folgender Adresse virtuell durchgeblättert werden. Es lohnt sich!

<https://www.banat-media.eu/wak/index.html>

Desweiteren können auch Ausstellungen mit Gemälden von Walter Kirchner virtuell auf YouTube besucht werden:

[https://youtu.be/uCOg\\_E5qnL0](https://youtu.be/uCOg_E5qnL0)

<https://youtu.be/ySpRcLaosok>

Skulpturen von Walter Andreas Kirchner mit der Büste von Eiline (Tochter von Gerlinde und Manfred Andree) in Bronze, Marmor und Keramik.



**Ewald Bernath, ein Nachruf**  
(Günther Schässburger)

Die Todesnachricht von Bernath Ewald traf uns alle wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wenn jemand mit 63 Jahren ohne jegliche Vorwarnung aus dem Leben gerissen wird, muss man sich erst mal an den Gedanken gewöhnen, dass es Realität ist, und kein böser Traum. Und man denkt: Wie ungerecht ist doch das Leben!

Ich kannte Ewald von klein auf, aus der Grundschule, wo wir in derselben Klasse waren. Nach der achten Klasse, als ich ins Lyzeum in Neuarad und später an die Uni in Temeswar ging, haben wir uns aus den Augen verloren. Erst in Deutschland sind wir uns bei den Engelsbrunner Treffen wieder begegnet und auch bei den Vorstandssitzungen in Deizisau schaute er sporadisch in Begleitung von Helga vorbei.

Trotz der langen Pausen zwischen unseren Begegnungen hatte ich den Eindruck, dass er sich in seinem Wesen nie verändert hat. Er war, zumindest in meinen Augen, sowohl als Kind als auch in den letzten Jahren ein ruhiger, immer auf Ausgleich bedachter Mensch. Seine Stärke war schon immer die praktische Arbeit, weniger die Theorie. Ich erinnere mich noch genau daran, wie meine Mutter mir einmal stolz erzählte, dass sich Ewald nach dem Abgang von der Engelsbrunner Schule beruflich sehr gut entwickelt hat, weil er handwerklich geschickt war und dabei ergänzte, dass es im Leben eben nicht allein auf die Schulnoten ankommt, sondern auf die Tüchtigkeit, die man im täglichen Leben unter Beweis stellt. Meine Mutter freute sich übrigens immer, wenn ihre einstigen Schüler den richtigen Weg im Leben einschlugen. Dann konnte sie auch verzeihen, dass nicht jeder in ihrem Deutschunterricht Gefallen daran gefunden hatte, die zwanzig Strophen der „Bürgschaft“ von Friedrich Schiller auswendig zu lernen.... Auch diese Kleinigkeiten gingen mir durch den Kopf, als mich die traurige Nachricht erreichte.

Auch fiel mir ein, dass wir uns erst vor wenigen Wochen (anlässlich der Vorstandssitzung) ganz zufällig über das Thema Vorruhestand unterhalten haben. Dabei hatte ich den Eindruck, dass er sich mit diesem Gedanken nicht befassen möchte, da er sich ein Leben ohne Arbeit eigentlich nicht vorstellen kann. Zupacken, wo Hilfe gebraucht wird, etwas tun, ohne auf Anerkennung zu warten, diese Menschen sind es, die unsere Gesellschaft am Leben halten. Und so ein Mensch war Ewald.

Ich erinnere mich auch an das Engelsbrunner Treffen, wo er selbst gemachten Wein ausgeschenkt hat. Daraus schliesse ich, dass er außerhalb seiner Berufstätigkeit auch Hobbies hatte, mit denen er seinen Ruhestand bald hätte genießen können. Es war ihm leider nicht vergönnt.

Es sind nicht die großen Ereignisse, sondern es ist die Summe der kleinen Erinnerungen, die bei mir hängen geblieben sind. Den bekannten Spruch „Der Mensch ist die Summe seiner Erinnerungen“ würde ich deshalb abwandeln in:

„Ewald ist für mich die Summe der kleinen Erinnerungen an ihn“.

**Und Erinnerungen bleiben!**

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	Günther Schässburger..	01
Grußwort der HOG-Vorsitzenden.....	Helga Bernath..	02
Jahreslosung 2019.....	Alfred Sinn..	03
Gruß u. Botschaft des Bürgermeisters...	Nicolae Dolha..	06
Bericht zur Vorstandssitzung(Zusammenfassung).....		10
Erinnerung an meine Kindheit.....	Gertraud Clonda..	12
Entschädigung für Deportation.....	G. Schässburger..	14
Engelsbrunner Gebäude im Wandel.....	Mary Anna Unger..	15
Gesundheitswesen in Engelsbrunn.....	G. Schässburger..	19
Brot backen, Tradition in Engelsbr....	A. Steingasser..	28
Projekt Hörbuch..	G. Schässburger / Heike-Lena Wagner..	34
Fotos von Kirchweihe und Engelsbrunner Treffen..	I bis IV	
Gefundene Schwester.....	Eva-Maria Maurer..	41
Nachruf Eva Maurer.....	Eva-Maria Maurer..	46
Geschichte der Stadt Arad (Teil 1).....	Horst Kaiser..	50
Das erste selbstverdiente Geld.....	Josef Winkert..	57
Bericht aus Engelsbrunn.....	G. Schässburger..	59
Heimatlied.....	eingeschickt von Josef Winkert..	61
Unser Jahr 2020.....	Anna Steingasser..	62
Rezept: Vogelmilch.....	Magdalena Schässburger..	66
Recipe: Bird's milk.....	Magdalena Schässburger..	67
Walter A. Kirchner, Buch & Ausstellung..	Hedi Kirchner..	68
Ewald Bernath, ein Nachruf.....	G. Schässburger..	69
<b>Familienerenignisse (nur Papierversion).....</b>		<b>69</b>
<b>Spenderliste (nur Papierversion).....</b>		<b>74</b>
<b>Kassenbericht(nur Papierversion)...</b>	<b>Georg&amp;Anna Pretli..</b>	<b>78</b>
<b>Sterbefälle (nur Papierversion).....</b>		<b>79</b>

Diesem Heft ist ein Überweisungsformular beigelegt. Wir freuen uns auf jede Spende, die es uns ermöglicht, unsere gemeinnützige Tätigkeit fortzusetzen.

## **Spendenkonto, s. Impressum**

Hinweis: Spendenbescheinigung werden dem Heft erst ab EUR 200 Euro beigelegt, da für niedrigere Beiträge auch ein Kontoauszug als Nachweis gilt.

Ich hoffe, dass alle Leser in dem Heft etwas Interessantes gefunden haben. Vielleicht kommt beim Lesen auch eine Idee für einen Beitrag im nächsten Heft. Trotz aller Sorgfalt beim Korrekturlesen lässt es sich nicht vermeiden, dass in dem Heft noch Fehler zu finden sind. Auch für evtl. vorhandene Lücken in den diversen Listen bitten wir um Nachsicht. Falls Bekannte/Verwandte kein Heft erhalten haben sollten, bitten wir um Mitteilung. Vielen Dank nochmal an alle, die sich in welcher Form auch immer an der Erstellung des Heftes beteiligt haben!

*(Günther Schässburger, Redaktion)*

### **Impressum:**

Jahresheft der **HOG-Engelsbrunn**, Ausgabe 22/2021  
Landsmannschaft der Banater Schwaben: HOG Engelsbrunn.

### **Beiträge, Redaktion, Gestaltung, Druck:**

Günther Schässburger, Buchenweg 10, 76275 Ettlingen

Tel: 07243/77105, E-Mail: mail@schaessburger.de

Zulieferung „**Heim und Familie**“ (**Geburtstage, Jubiläen, Geburten, Hochzeiten, Spenderliste, Sterbefälle, Anzeigen, ...**):

Hans Schlett, Immendorfer Hauptstraße 19, 50997 Köln

Tel: 02236/61194, E-Mail: hansschlett@t-online.de

**Korrekturlesen:** Heike-Lena und Dominik Wagner

**Versand:** Magdalena Schässburger

### **Spendenkonto:**

IBAN: **DE60665500700060803863**

BIC: **SOLADES1RAS** bei der Sparkasse Rastatt-Gernsbach

Die inhaltliche Verantwortung für namentlich gekennzeichnete Artikel liegt bei den jeweiligen Autoren. Druckfehler, Änderungen, Irrtümer vorbehalten.

### **Aufruf!**

Bitte schickt uns möglichst viele Beiträge, inklusive Fotos, für das nächste Engelsbrunner Heft (auch unaufgefordert!). Auch Anzeigen zu verschiedenen Familieneignissen werden gerne entgegengenommen und veröffentlicht!

Kontaktdaten, s. Impressum.

### **Kontaktdaten Vorstand:**

Helga Bernath, Olgastr. 78, 73779 Deizisau, Telefon: 07153 / 24143,

E-Mail: [h.bernath@gmx.de](mailto:h.bernath@gmx.de)



Auch diese Ausgabe der Engelsbrunner Hefte steht auf der Engelsbrunner Homepage ([www.engelsbrunn.de](http://www.engelsbrunn.de)) zur Verfügung (aus Datenschutzgründen allerdings ohne den Teil ab „Heim und Familie“)



Luftbild Blickrichtung Norden

Hauptstraße 2016

